

Josef F. Justen
Julia Lucia Fink

***Spirituelle* Begleitung
an der
Schwelle des Todes**

*Eine Hospizhelferin erzählt
von ihren Sterbebegleitungen*

Allen Menschen,
die ich begleiten durfte,
als sie an der Schwelle des Todes standen,
gewidmet

*Was ihr einem meiner
geringsten Brüder getan habt,
das habt ihr mir getan.*

Matthäus 25, 40

Josef F. Justen
Julia Lucia Fink

***Spirituelle* Begleitung an der Schwelle des Todes**

*Eine Hospizhelferin erzählt
von ihren Sterbebegleitungen*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

© 2020 Justen, Josef F.

Titelfoto: © S. Hermann & F. Richter (Foto auf pixabay)

Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 9783750435902

Inhaltsverzeichnis

Die Idee zu diesem Buch	7
Vorwort	9
Meine Motivation, mich mit dem Thema »Tod« auseinanderzusetzen	12
Mein Weg zu spirituellen Erkenntnissen	15
Mein Weg zur Hospizhelferin	18
Meine Ausbildung zur Sterbe- und Trauerbegleiterin	21
Aufgaben und Dienstleistungen des Hospizvereins	24
Spirituelle Aspekte in der Sterbebegleitung	28
Planung und Organisation einer Begleitung	32
Erfahrungsaustausch, Supervision und Weiterbildung	34
Schilderungen meiner Sterbebegleitungen	36
Zufrieden und dankbar	37
Gehen Sie mit Gott!	55
Chance am Lebensende	60
Wut auf das eigene Schicksal	77
Der Leichenschmaus	90
Die Geduld der Engel	96
Wo Rost und Motten ...	102
Der »Katzenfreund«	122
In guten wie in schlechten Tagen	135
Der »Feuerwehr-Einsatz«	158
Ein großes Missverständnis	171

Wenn man nur wüsste ...	178
Der »Doppelgänger«	187
Dem Tod kann man nicht davonlaufen	196
Das Gelübde	206
Hinter der Tür	221
Der Tod kennt kein Alter	238
Schlusswort	257
Hinweise und Erläuterungen zu den Fußnoten	260
Buchempfehlungen	264

*Das Geheimnis des Lebens
und das Geheimnis des Todes
sind verschlossen in zwei Schatullen,
von denen jede den Schlüssel
zum Öffnen der anderen enthält.*

Mahatma Gandhi

Die *gelb* markierten Kapitel sind in der Leseprobe *komplett* enthalten.

Die *grün* markierten Kapitel sind in der Leseprobe *auszugsweise* enthalten.

Die Idee zu diesem Buch

In den drei Jahrzehnten von 1998 bis 2018 durfte ich als ehrenamtliche Sterbebegleiterin unseres überkonfessionellen Hospizvereins etlichen Menschen in ihrer letzten Lebensphase zur Seite stehen. Auch konnte ich viele, die einen lieben Angehörigen verloren hatten, bei der Verarbeitung ihrer Trauer unterstützen.

In dieser Zeit traf ich mich des Öfteren mit einem guten Freund, Herrn Josef Justen¹, der sich in dem Hospizverein seiner Stadt ebenfalls der Sterbebegleitung gewidmet hatte. Gemeinsam tauschten wir unsere Erfahrungen aus, reflektierten diese und gaben uns gegenseitig Anregungen und Empfehlungen.

Während eines unserer vielen Gespräche wurde schließlich im November 2000 die Idee geboren, dieses Buch zu schreiben.

Als ich mich eines Abends unmittelbar nach einem besonders bewegenden Einsatz, an dessen Ende die Patientin starb, mit Herrn Justen traf, schilderte ich ihm, was ich soeben bei dem Besuch dieser Patientin erlebt hatte. Meine Erzählung schloss mit den Worten: »Eigentlich müsste man das alles aufschreiben!«

Darauf sagte er: »Mach es doch! Schreib ein Buch darüber!«

Im ersten Moment war ich von dieser Antwort, die er durchaus ernst meinte, etwas überrascht, obwohl ich ein paar Monate zuvor auch schon einmal diesen Gedanken hatte. Doch schien es mir damals unpassend, derart persönliche, ja intime Erfahrungen zu veröffentlichen. Ich glaubte, alles nur in meiner eigenen Seele bewahren zu dürfen. Außerdem war ich sehr ungeübt, was das Schreiben eines Buches angeht.

Aber nun schien mir der Gedanke, ein Buch über diese Erlebnisse zu verfassen, doch eine ganz gute Idee zu sein und er sollte mich nicht mehr loslassen, auch wenn die Realisierung noch sehr lange

auf sich warten ließ, da ich erst noch möglichst viele weitere Erfahrungen sammeln wollte.

Vermutlich hätte ich mich nicht an diese Aufgabe herangewagt, wenn mein Freund sich nicht bereit erklärt hätte, mich bei der Gestaltung des Buches tatkräftig zu unterstützen. Ohne ihn wäre dieses Buch wohl niemals zustande gekommen.

Er war mein Inspirator, Kritiker und Lektor.

Dafür gebührt ihm mein großer Dank!

Vorwort

In all diesen Jahren kam es im Rahmen meiner Tätigkeit als Sterbebegleiterin zu vielen sehr angenehmen und fruchtbaren, zu bewegendem und berührenden, aber auch zu einigen beklemmenden und bedrückenden Begegnungen mit Menschen, die sich in einer schicksalsträchtigen Phase ihres Lebens befanden.

Alle Begleitungen, auch – oder vielleicht sogar gerade – die schwierigen, waren für mich ein Geschenk und eine Bereicherung.

Fast alle Sterbenden haben mich – meistens natürlich ohne sich dessen bewusst zu sein – *gelehrt*, haben mir wertvolle Anregungen und Impulse für mein Leben gegeben.

Hierbei denke ich ganz gewiss *nicht* an Plattitüden, die mir natürlich auch ein paar Mal mit auf den Weg gegeben wurden, wie etwa: »Genieße dein Leben, solange es noch möglich ist!«

Über meine Erfahrungen aus *einigen* meiner insgesamt mehr als sechzig Sterbebegleitungen, die mich – aus unterschiedlichen Gründen – besonders gefordert oder berührt haben, möchte ich in diesem Buch erzählen.

Der Zeitraum, über den sich eine Begleitung erstreckte, variierte sehr stark. Bei den kürzesten kam es nur zu einer einzigen Begegnung, was im Normalfall daran lag, dass der Patient bereits während meiner Anwesenheit oder kurz danach verstarb. Meine längste Begleitung dauerte ein Vierteljahr und umfasste etwas mehr als dreißig Besuche.

Von meiner ersten Begleitung an hatte ich mir nach jedem Patientenbesuch Notizen gemacht. Seit ich mich entschlossen hatte, irgendwann dieses Buch zu schreiben, wurden meine Aufzeichnungen besonders ausführlich und umfangreich.

Daher kann ich heute noch fast alle Begegnungen taggenau und authentisch schildern. Natürlich kann ich die meisten Gespräche, die ich geführt habe, nicht mehr wörtlich, sondern nur sinngemäß wiedergeben. Allerdings gibt es auch ein paar Aussagen, die sich so fest in mein Gedächtnis eingebrannt haben, dass ich sie absolut wortgetreu zitieren kann.

Dieses Buch erhebt gewiss *nicht* den Anspruch, als Lehrbuch für die Hospizarbeit zu dienen. Auch ist es nicht unbedingt als Leitfaden für Menschen, die in der Sterbe- oder Trauerbegleitung engagiert sind, gedacht.

Dennoch hoffe ich, dass meine Erfahrungen – so individuell diese auch gewesen sein mögen – dem einen oder anderen Menschen, der privat, ehrenamtlich oder professionell einen Schwerkranken oder Sterbenden begleiten möchte, viele Impulse und Anregungen zu geben vermögen. Auch habe ich die Hoffnung, dass dieses Buch Menschen, die selbst kurz vor dieser Schicksalsprüfung stehen, eine große Hilfe sein kann.

Insbesondere jemand, dem die *spirituellen* Aspekte in einer Begleitung am Herzen liegen, kann aus meinen Erfahrungen sicherlich wertvolle Denkanstöße für seine Aufgabe gewinnen.

Aber auch hier möchte ich betonen, dass alles, *was* und *wie* ich etwas in meinen Begegnungen mit den Patienten gemacht oder gesagt habe, *nicht* als Lehrbeispiele verstanden werden sollte.

Schließlich ist jeder zu begleitende Mensch ein Individuum. Jeder hat seine eigene Art, mit seinem Schicksal umzugehen. Jeder hat für seine finale Lebensphase seine individuellen Wünsche und Bedürfnisse. Jeder hat seine eigenen Vorstellungen darüber, ob bzw. wie es mit ihm nach seinem Tod weitergeht. Jeder muss letztlich seinen eigenen Tod sterben.

Auch jeder Begleiter ist ein individueller Mensch. Jeder hat seine eigenen Ansichten und seine eigenen Stärken, die er in eine Begleitung fruchtbar einbringen kann.

Meine Schilderungen mögen zugleich auch ein Plädoyer für die so wichtige und wunderbare Aufgabe sein, Menschen in ihrer Sterbephase helfend und unterstützend beistehen zu dürfen.

Im Dezember 2019 Julia Lucia Fink

* * * * *

Selbstverständlich habe ich aus Gründen des Datenschutzes und des Respekts der Privatsphäre sämtliche Namen, also die der Patienten, ihrer Angehörigen, der Hospizmitarbeiter, der Orte sowie aller Einrichtungen, und alle kalendarischen Daten geändert, so dass keine Rückschlüsse auf die tatsächlichen Personen gezogen werden können.

* * * * *

Meine Motivation, mich mit dem Thema »Tod« auseinanderzusetzen

Viele meiner Bekannten und Arbeitskollegen, die von meinem Engagement in der Hospizarbeit wissen, fragen mich, wie ich überhaupt um alles in der Welt auf die Idee gekommen sei, mich einer solchen Aufgabe zu widmen.

Diese Fragen haben häufig den Unterton: »Wie kann man sich nur freiwillig mit Tod und Sterben befassen, da wir doch alle so viel Angst davor haben und es am besten nie erleben möchten?«

Mir ist klar, dass es sich hierbei immer noch um ein Tabuthema handelt. Viele Zeitgenossen scheinen geradezu nach dem Motto zu verfahren, dass der Tod sie nicht ereilen könnte, wenn man ihm nur keinen gedanklichen Raum gebe.

Das war bei mir schon immer ganz anders. Bereits in meiner Kindheit hat mich das Thema »Tod« sehr beschäftigt.

Als meine Großmutter, die in der elterlichen Wohnung lebte und die ich sehr lieb hatte, starb, war ich gerade eingeschult worden. Es war das erste Mal in meinem noch jungen Leben, dass ich – zumindest bewusst – mit einem Sterbefall konfrontiert wurde.

Obwohl ich mit eigenen Augen gesehen hatte, dass ihr Leichnam in einen Sarg gelegt und dass der Sarg drei Tage später ins Grab versenkt wurde, konnte ich irgendwie nicht glauben, dass es wirklich *meine Oma* war, die in dem Sarg lag.

Ich dachte: »Das kann doch höchstens ein Teil von ihr sein, der da in dem Sarg liegt. Das kann doch nicht alles sein, was von ihr übrig geblieben ist.«

So fragte ich meine Eltern: »Wo ist denn die Oma jetzt? Und was macht sie da?«

Mein Vater antwortete: »Die Oma ist jetzt im Himmel beim lieben Gott und den Engelein. Dort geht es ihr sehr gut. Du musst dir keine Sorgen machen! Wenn du für sie betest, wird es ihr noch besser ergehen.«

Dann ergänzte meine Mutter noch etwas, was aus meiner heutigen Sicht durchaus richtig ist: »Auch wenn wir sie jetzt nicht mehr sehen können, so ist sie doch immer noch bei uns. Nachts, wenn du schläfst, ist sie dir besonders nah.«

Die Erklärungen meiner Eltern befriedigten mein kindliches Gemüt. Oft schaute ich gen Himmel und dachte: »Irgendwo da oben ist die Oma jetzt. Und der liebe Gott und die Engelein passen gut auf sie auf.«

In etwas späteren Jahren ging es dann auch im katholischen Religionsunterricht, den der Pfarrer unserer Gemeinde hielt, manchmal um die Frage, wie es mit dem Menschen nach dem Tod weitergeht.

Das, was der Pfarrer dazu lehrte, ging im Grunde nicht wesentlich über die Floskeln, die ich Jahre zuvor von meinem Vater schon gehört hatte, hinaus. Natürlich sprach er auch noch über den »Himmel«, die »Hölle«, das »Fegefeuer«, das »Jüngste Gericht« sowie die »Auferstehung am Jüngsten Tage«.

Als ich siebzehn Jahre alt war, starb meine beste Freundin. Sie hatte Magenkrebs.

In ihren letzten Lebensmonaten war sie ans Bett gefesselt. Sie hatte große Schmerzen, so dass ihr immer wieder Morphinum verabreicht wurde. Eine Palliativmedizin gab es noch nicht. Wenn ich an ihr Sterbelager trat, dämmerte sie meistens vor sich hin, so dass sie nur selten ansprechbar war. Es war für alle Betroffenen – insbesondere natürlich für meine Freundin – sehr schlimm! Ihre Eltern waren völlig verzweifelt!

Nachdem sie dann gestorben war, machte ich mir erstmals ganz ernsthaft Gedanken darüber, was mit einem Menschen nach dem Tod geschieht.

Vermutlich war es meiner katholischen Erziehung zu danken, dass ich nie den geringsten Zweifel daran hatte, dass es ein Leben nach dem Tod gibt.

Aber dieser Glaube genügte mir nicht. Ich suchte Antworten auf viele Fragen, die mir keine Ruhe lassen wollten:

Warum muss ein so junges, anständiges Mädchen schon so früh sterben?

Was ist der Sinn, dass sie zum Schluss so stark leiden musste?

Kann Gott überhaupt gerecht sein?

Was geschieht eigentlich *genau* mit der Seele nach dem Tod?

Mir war längst klar geworden, dass die Kirchenvertreter mir keine befriedigenden Antworten geben konnten oder wollten.

Deshalb unternahm ich gar nicht erst den Versuch, unseren Pfarrer zu fragen. Auch mit meinen Eltern darüber zu reden, machte nach meiner Einschätzung keinen Sinn, da sie als Erzkatholiken auch nur das glaubten, was die Kirche lehrte.

Im Gegensatz zu mir schien ihnen das zu genügen.

Mein Weg zur Hospizhelferin

Schon Anfang der 1990er Jahre hatte ich von der »Hospiz-Bewegung« gehört, die es in vielen Teilen der Welt gibt.

Mir war bekannt, dass sich in diesem Zuge Menschen in regionalen – vorwiegend überkonfessionellen – »Hospizvereinen« zusammenschließen und sich dann – zumeist ehrenamtlich – in vorbildlicher Weise um die Begleitung Sterbender und deren Angehörigen kümmern.

Ich hielt das für eine sehr gute Sache. Manchmal dachte ich: »Wenn mich mein Job zurzeit nicht so sehr fordern würde, könnte ich mir vorstellen, mich bei einem Hospizverein für diese Tätigkeit zu melden.« Hinzu kam, dass ich schon lange den Wunsch, ja das Bedürfnis verspürte, etwas ›Sinnvolles‹ für andere Menschen zu leisten.

Über die Voraussetzungen sowie die Rand- und Rahmenbedingungen machte ich mir aber keine Gedanken.

Allerdings trug ich dieses Vorhaben jahrelang in meiner Seele mit mir herum.

Im Frühling des Jahres 1997 machte ich mal wieder mit meinem Mann einen Bummel durch eine nahe gelegene Kleinstadt.

Dabei fiel mein Blick auf ein schönes altes Haus, neben dessen Eingangstür ein Schild mit der Aufschrift »Hospizverein« angebracht war. Ich weiß nicht, wie oft ich schon an diesem beeindruckenden Gebäude vorbeigekommen war, jedenfalls habe ich das Schild nie bemerkt.

War es selektive Wahrnehmung oder ein Wink des Schicksals, dass es mir nun geradezu ins Auge stach?

An der großen Holztür hing ein Plakat mit einer Einladung zu einer Informationsveranstaltung für an der aktiven Hospizarbeit Interessierte.

Für mich stand sofort fest: »Jetzt oder nie! An dieser Veranstaltung werde ich teilnehmen.«

Am angegebenen Abend war ich pünktlich zur Stelle. Im Vorfeld dachte ich noch: »Ich würde mich nicht wundern, wenn außer mir keiner käme! Schließlich ist alles, was mit Sterben und Tod zusammenhängt, ja immer noch ein Tabuthema.«

Umso überraschter war ich dann, als ich einen fast vollen Raum vorfand. Etwa zwanzig Interessenten waren erschienen, vorwiegend Damen. Ich war zu diesem Zeitpunkt 45 Jahre alt. Die meisten der Anwesenden waren älter als ich, einige deutlich älter.

Die Veranstaltung, die fast drei Stunden dauerte, wurde von zwei Damen vom Hospizverein geleitet.

Die eine Dame war so Ende sechzig und stellte sich als Dagmar Oberberger, die andere, die deutlich jünger war, als Barbara Mischke vor. Diese Damen waren für die Ausbildung der neuen Hospizhelfer zuständig.

Die beiden wechselten sich dabei ab, über den Verein, seine Aufgaben usw. zu schildern. Auch erzählten sie, aus welchen Motiven sie sich vor Jahren für die Mitarbeit im Hospizverein entschieden hatten.

Besonders berührt hatte mich der Beweggrund, der Frau Oberberger zu ihrem Engagement in der Hospizarbeit führte: »Ich habe in meinem bisherigen Leben bereits so unglaublich viel Schönes und Angenehmes erleben dürfen! Mein Schicksal hat es immer gut mit mir gemeint! Daher hielt ich es für meine Pflicht, davon etwas an andere Menschen zurückzugeben!«

Das machte sie mir gleich sehr sympathisch.

Frau Oberberger berichtete noch sehr ausführlich, dass für alle an der Sterbebegleitung interessierten Menschen eine spezielle Ausbildung nötig sei, über deren Inhalte sie einiges schilderte.

Dann wurden die Termine für den Grundkurs genannt. Mein Entschluss, diese Ausbildung zu absolvieren, stand fest.

Frau Mischke zitierte zum Abschluss noch einen Spruch von Rainer Maria Rilke:

*O Herr, gib jedem seinen eignen Tod.
Das Sterben, das aus jenem Leben geht,
darin er Liebe hatte, Sinn und Not.*

*Denn wir sind nur die Schale und das Blatt.
Der große Tod, den jeder in sich hat,
das ist die Frucht, um die sich alles dreht.*

Meine Ausbildung zur Sterbe- und Trauerbegleiterin

Die Ausbildung möchte ich hier nur in groben Zügen skizzieren.

Es begann mit dem Grundkurs. Dieser erstreckte sich über sechs Samstage und fand im zweiwöchigen Turnus statt.

Am ersten Schultag, der wie die übrigen auch fast den ganzen Tag dauerte, ging es ums gegenseitige Kennenlernen und um eine Einführung in die Hospizarbeit. Es waren mit mir immerhin acht Personen, die auch schon der Informationsveranstaltung beiwohnten, erschienen: ein Herr und sieben Damen. Drei waren etwas jünger als ich, vier älter. Eine Dame war schon über siebzig.

Zunächst stellten sich die beiden Ausbilderinnen, Frau Oberberger und Frau Mischke, nochmals ausführlich vor. Dann bekamen wir Teilnehmer die Gelegenheit, uns zu präsentieren. Frau Oberberger bat uns, die Motive zu nennen, die uns zur Absolvierung dieser Ausbildung führten.

Einige gaben an, dass sie in ihrem Beruf als Krankenschwester bzw. Altenpflegerin sehr häufig mit dem Tod ihrer Patienten konfrontiert würden und nun lernen wollten, wie sie damit besser umgehen könnten. Andere sagten, dass sie vor einiger Zeit im Familien- oder Freundeskreis einen lieb gewonnenen Menschen durch Tod verloren und sich durch dieses Schicksal erstmals mit diesem Thema befasst hätten. Diese Erfahrungen wollten sie jetzt zum Wohle anderer Menschen einbringen. Eine Dame sagte: »Ich habe mich nie mit dem Tod auseinandergesetzt. Nun hat mich der Tod meines Sohnes vor zwei Jahren regelrecht aufgeweckt!«

Dann hielt uns Frau Mischke einen Vortrag über die Geschichte der Hospizbewegung, über die Organisation unseres Hospizvereins sowie über dessen Leistungsangebote.

Die Schwerpunktthemen an den folgenden fünf Tagen waren: »Bedürfnisse Sterbender«, »Prognosen verschiedener Krankheiten«,

»Die 5 Phasen des Sterbens«, »Formen und Regularien einer Bestattung«, »Eigene Endlichkeit« und »Umgang mit Trauer«.

Zu einigen dieser Themen waren Spezialisten geladen: Ärzte, eine Pfarrerin und ein Bestattungsunternehmer.

An allen Ausbildungstagen herrschte eine sehr angenehme und harmonische Atmosphäre. Wann immer es angebracht war, wurde der Unterricht durch Rollenspiele und dergleichen aufgelockert.

Nach dem Grundkurs konnte jeder entscheiden, ob er die Ausbildung fortsetzen möchte. Zwei Damen stiegen aus, weil sie den Eindruck gewonnen hatten, dass das bisher Gelernte für ihre Zwecke hinreichend war.

Die übrigen, die weitermachen wollten, mussten nun zunächst ein sogenanntes »Besuchspraktikum« in einem Alten- oder Pflegeheim absolvieren.

Ich wurde einer 85-jährigen Dame zugeteilt, die in der Nähe meines Wohnortes in einem Altenheim lebte.

Es ging für uns darum, die Gepflogenheiten eines solchen Heimes ein wenig kennenzulernen und insbesondere das Gespräch mit fremden hilfsbedürftigen Menschen einzuüben. Zehn Besuche, die jeweils etwa eine Stunde dauern sollten, waren vorgeschrieben.

Die alte Dame, die ich besuchte, war zwar gemessen an ihrem Alter körperlich noch sehr fit, aber extrem verwirrt. Sie war in hohem Grade dement.

Sie freute sich immer sehr, wenn ich zu ihr kam. Ohne Punkt und Komma erzählte sie mir Geschichten aus ihrem Leben. Spätestens bei meinem zweiten Besuch wurde mir klar, dass es keine wirklichen Erlebnisse gewesen sein können, sondern Phantasiegeschichten. Vieles, was sie schilderte, war einfach zu unwahrscheinlich und absurd, so dass es wohl kaum ein Mensch wirklich erlebt haben könnte.

Es strapazierte schon ein wenig meine Geduld, mir immer wieder diese Fabelgeschichten anhören zu müssen, obwohl einige durchaus Spaß waren. Trotzdem fiel mir der Abschied nach diesen zehn Besuchen nicht ganz leicht.

Aber auch dieses Abschiednehmen gehörte zu den gewollten Lerneffekten des Besuchspraktikums. Bei meinen späteren Sterbegleitungen war es manchmal auch nicht ganz einfach, sich von einem Menschen, den man über Wochen besucht und lieb gewonnen hatte, für immer verabschieden zu müssen.

Dann folgte der Aufbaukurs, der sich auch über sechs Samstage erstreckte.

Schwerpunktt Themen waren: »Häusliche Pflege«, »Kommunikationstraining«, »Schmerz- und Symptomtherapie«, »Patientenverfügung«, »Trauerbegleitung«, »Aufgaben und Dienstleistungen des Hospizvereins« und »Planung und Organisation einer Begleitung«.

Die Ausbildungstage waren ebenso intensiv wie informativ.

Nun durfte ich mich als »Ehrenamtliche Hospizhelferin für die Sterbe- und Trauerbegleitung« bezeichnen.

Planung und Organisation einer Begleitung

Jeder Begleitung geht eine Anfrage, eine Bitte um diese Begleitung voraus. Auch wenn der Patient meistens nicht mehr in der Lage ist, selbst um eine Begleitung zu bitten, so ist sein Einverständnis erforderlich, sofern er noch seinen Willen äußern kann.

Bei Patienten, die nicht mehr in den eigenen vier Wänden wohnen, wird diese Anfrage in der Regel von einem Arzt, einer Krankenschwester oder von der Stationsleitung eines Heimes an den Hospizverein gerichtet. Oftmals ist es aber auch so, dass der Sterbende schon palliativ betreut wird und dass die Palliativkraft eine Begleitung für sinnvoll erachtet.

Wenn der Patient noch zu Hause wohnt, so sind es meistens die Angehörigen oder auch ein Arzt, der in unserem Hospizbüro anruft und um eine Begleitung bittet.

Sobald eine Anfrage eingegangen ist, nimmt sich eine unserer beiden Einsatzleiterinnen, Frau Balhuber bzw. Frau Mischke, der Aufgabe an.

Im Normalfall suchen sie den Patienten auf, um sich ein Bild von seiner Situation, seinen speziellen Bedürfnissen und Wünschen sowie seiner Persönlichkeit zu verschaffen. Dann reden sie mit dem behandelnden Arzt bzw. Hausarzt sowie mit unserer Palliativkraft, sofern schon eine palliative Versorgung angelaufen ist, und legen eine Patientenakte an.

Schließlich prüfen sie, welcher Hospizhelfer, der gerade verfügbar ist, von seiner Art her gut zu dem Patienten passen könnte. Insbesondere Frau Balhuber hatte aufgrund ihrer langjährigen Erfahrungen und ihrer ausgezeichneten Menschenkenntnis immer ein gutes Gespür für diese Wahl.

Nun informiert sie den auserkorenen Hospizhelfer, holt sich seine Zustimmung ein und versorgt ihn mit den nötigen Informationen.

Dann kann der Helfer entscheiden, wann er seinen ersten Besuch macht. Bei neuen Helfern sowie in aus unterschiedlichen Gründen besonders schwierigen Fällen begleitet die Einsatzleiterin ihn beim ersten Besuch.

Es obliegt nun der Einschätzung des Begleiters, wann und wie oft er den Patienten aufsucht. Die Tage und Uhrzeiten müssen bisweilen mit ihm oder seinen Angehörigen abgestimmt werden.

In weniger kritischen Fällen kann es hinreichend sein, den Sterbenden vielleicht nur einmal pro Woche für ein bis zwei Stunden zu besuchen. Wenn der Patient schon sehr nahe an der Schwelle des Todes steht, sind natürlich häufigere – bisweilen sogar tägliche – Besuche wünschenswert.

Nach meinen Erfahrungen ist es übrigens bei Patienten, die daheim sterben wollen und dürfen, oftmals leider so, dass die Angehörigen erst sehr spät um eine Begleitung ersuchen, so dass man als Begleiter kaum noch die Möglichkeit hat, eine persönliche und vertrauensvolle Beziehung zu dem Sterbenden aufzubauen.

Bei vielen Angehörigen hatte ich den Eindruck, dass es ihnen peinlich war, mit der Situation nicht allein zurechtzukommen. Einigen war es möglicherweise unangenehm, dass die Nachbarn mitbekommen könnten, dass sie der Unterstützung eines fremden Menschen bedürfen.

Auf der anderen Seite gab es aber auch einige Zeitgenossen, die glaubten, man könne sich auf diese Weise eine kostenlose Pflegekraft oder Putzhilfe ins Haus holen. Dies ist jedoch ganz gewiss *nicht* die Aufgabe eines Hospizhelfers! Das schließt jedoch nicht aus, dass man in einer konkreten Situation schon einmal solche Dienste – bis zu einem bestimmten Grad – übernehmen kann.

Schilderungen meiner Sterbebegleitungen

*Wenn du als Begleiter
vor einem Sterbenden stehst,
hält der Verstand an.*

*Du wirst vollkommen gegenwärtig im Jetzt,
und eine unendlich viel größere Kraft
übernimmt die Führung.*

*Deshalb gibt es so viele Berichte
von ganz normalen Menschen,
die in einer solchen Situation plötzlich ganz richtig
und unglaublich mutig handeln konnten.*

frei nach Eckhart Tolle

Zufrieden und dankbar

Drei Wochen nachdem ich meine Ausbildung zur Hospizhelferin abgeschlossen hatte, nahm ich am ersten Donnerstag im Mai 1998 erstmals an einem Erfahrungsaustausch im Hospizkreis teil.

Diese Veranstaltung wurde schon im Vorfeld groß angekündigt. Die neuen Hospizhelfer sollten offiziell den Helfern und Helferinnen, die diese Tätigkeit schon länger ausübten, vorgestellt werden.

Der Raum war brechend voll. Fast alle der gut dreißig Ehrenamtlichen sowie drei unserer fünf Palliativkräfte waren zugegen. Auch der komplette siebenköpfige Vorstand, der sich bezeichnenderweise mit Ausnahme einer Beisitzerin nur aus Männern rekrutierte, ließ es sich nicht nehmen, die Neuen zu begrüßen und ein wenig kennenzulernen.

Nach der Begrüßungszeremonie stellten sich alle Anwesenden kurz vor. Natürlich konnte ich mir die meisten Namen noch nicht merken. Dann wurde den Neulingen die Möglichkeit gegeben, Fragen, die eine Begleitung betreffen, an die Erfahrenen aus dem Kreis zu richten. Davon wurde reichlich Gebrauch gemacht.

Ich stellte keine Fragen, da ich der Meinung war, Fragen oder Probleme würden wohl erst im Zusammenhang mit den Erfahrungen aus einer *eigenen* Begleitung auftauchen.

Am Ende der Veranstaltung bat mich Frau Ballhuber in ihrer Funktion als Einsatzleiterin in ihr Büro und sagte: »Eigentlich geben wir den frisch Ausgebildeten ein paar Monate Zeit, sich in unserem Kreis zu akklimatisieren, bevor wir ihnen eine Begleitung antragen. Aber im Moment ist so viel los, dass mir die Begleiter ausgehen. Einige haben schon zwei Begleitungen gleichzeitig, was im Grunde nicht wünschenswert ist. Wärst du schon jetzt bereit, deine erste Begleitung zu übernehmen?«

Auf der einen Seite war ich ein wenig überrascht, da ich nicht so früh mit einem Einsatz gerechnet hätte. Auf der anderen Seite war ich aber durchaus stolz, dass Frau Balhuber ausgerechnet mich auserkoren hatte; schließlich war ich ja nicht die einzige Neue.

So sagte ich ein bisschen zögerlich: »Ja, ich denke schon. Allerdings habe ich beruflich derzeit einiges um die Ohren, so dass ich den Patienten nur etwa zweimal pro Woche aufsuchen kann.«

Frau Balhuber antwortete: »Das freut mich, Julia! Ja, zweimal pro Woche ist völlig hinreichend. Wenn es dann ans Sterben geht, kann dich ja eventuell noch jemand unterstützen, damit öfter einer bei der Patientin ist.«

So sagte ich also zu.

Dann gab sie mir eine Kopie der sogenannten »Patienten-Akte«, die im Grunde nur aus zwei DIN-A4-Blättern besteht. Auf dem einen sind alle für eine Begleitung relevanten Daten des Patienten notiert: Name, Geburtsdatum, Adresse, Religion, Familienstand, Hausarzt, Name der begleitenden Palliativkraft, Krankheits-Diagnose und einiges mehr. Auf dem anderen befindet sich ein Vordruck, auf dem der Begleiter und die Palliativkraft jeden Besuch protokollieren. Man trägt hier das Datum ein und vermerkt besondere Vorkommnisse.

Der Akte konnte ich sogleich entnehmen, dass es in diesem Fall um eine 85-jährige Dame namens Paula Rauscher ging. Sie war katholisch, verwitwet und lebte seit fünf Jahren in einem Seniorenheim ganz in der Nähe. Vor drei Jahren wurde bei ihr eine Krebserkrankung diagnostiziert.

Frau Balhuber fuhr, während ich noch die Akte studierte, fort: »Die Frau Rauscher ist eine ganz, ganz liebe Person. Nachdem sie über die Pflegeleitung um eine Begleitung gebeten hatte, habe ich sie gestern aufgesucht. Sie ist bei klarem Verstand und sehr redselig. Bei der Krankheit, die sie hat, weiß man nie so genau, wie viel Zeit ihr noch bleibt. Dr. Koch, der sie palliativ betreut, meinte, es könne schnell gehen. Übrigens, als ich zusagte, ihr jemanden zu schicken,

war sie ganz glücklich. Bei deinem ersten Besuch werde ich mitkommen. Passt es dir am Samstag, 15 Uhr?«

Der Termin passte mir gut, und wir verabredeten, uns vor dem Haupteingang zu treffen.

Samstag, 9. Mai 1998

Zur vereinbarten Zeit traf ich am Haupteingang des Seniorenheims, dessen Träger die katholische Kirche war, ein. Frau Balhuber wartete bereits auf mich.

»Ich dachte schon, du hättest doch noch einen Rückzieher gemacht«, sagte sie schmunzelnd.

Frau Rauschers Zimmer lag im Erdgeschoss, unweit des Empfangs. Frau Balhuber stellte mich der Empfangsdame und der Stationsleiterin vor. Schließlich sollten sie den Begleiter, der in der nächsten Zeit häufiger Frau Rauscher besucht, kennen.

Dann klopfte Frau Balhuber an die Zimmertür. Ich vernahm ein leises, aber durchaus verständliches: »Ja bitte, herein!«

Die beiden Damen begrüßten sich sehr herzlich, wie wenn sie sich schon seit langer Zeit kennen würden.

Dann machte mich Frau Balhuber mit der alten Dame, die in ihrem Bett lag, bekannt. Ich gab ihr die Hand und sagte: »Grüß Gott, Frau Rauscher! Die Dame hier neben mir hat mich als Ihre Begleiterin ausgewählt. Eine bessere konnte sie auf die Schnelle wohl nicht finden.«

Die beiden Damen lachten. Frau Rauscher, eine gepflegte Frau mit schneeweißen Haaren, wollte meine Hand gar nicht mehr loslassen. Ich glaube, wir waren uns beide vom ersten Augenblick an sehr sympathisch. Sie erinnerte mich ein wenig an meine Mutter, die jetzt im gleichen Alter gewesen wäre.

Nachdem wir noch ein paar Höflichkeitsfloskeln ausgetauscht hatten – wie man das eben so macht, wenn man einem Menschen zum

ersten Mal begegnet – sagte Frau Balhuber: »So, ich werde euch jetzt allein lassen. Ich glaube, ihr kommt gut miteinander aus.«

Nachdem sie sich verabschiedet und den Raum verlassen hatte, bat mich Frau Rauscher, auf dem Stuhl, der neben ihrem Bett stand, Platz zu nehmen. »Sie können aber auch den bequemen Sessel, der dahinten in der Ecke steht, nehmen.«

Für ein paar Augenblicke ließ ich meinen Blick durch das Zimmer schweifen. Es war zwar nicht sehr groß, aber sehr wohnlich und gemütlich eingerichtet. Mit Ausnahme des Bettes stammten alle Möbel aus Frau Rauschers letzter Wohnung. Wenn das Bett nicht dort gewesen wäre, hätte man glauben können, sich in einer Wohnstube zu befinden.

Ich nahm auf dem Stuhl Platz und lobte ihre gemütliche Einrichtung. Darauf sagte sie: »Das beste Heim ist kein Ersatz für ein eigenes Zuhause. Aber ohne meine Möbel, Bilder und Erinnerungsstücke hätte ich es hier wohl nicht so lange ausgehalten. Das dürfen Sie aber bitte keineswegs als Kritik an dem Heim oder dem Personal auffassen. Nein, nein, das Heim und das Personal sind fabelhaft. Das hätte ich gar nicht besser erwischen können – aber es ist eben nun einmal *ein* Heim und nicht *mein* Heim. Trotzdem bin ich rundherum dankbar und überaus zufrieden.«

»Ich finde es großartig, wenn ein Mensch mit sich und seinem Leben zufrieden ist. Wie viele – gerade ältere – Menschen gibt es, die frustriert und unzufrieden sind! Wenn sie dann noch eine Krankheit trifft, werden sie oft mürrisch und bisweilen gar unausstehlich«, entgegnete ich.

»Da kann ich Ihnen nur beipflichten, junge Frau!«

Dann fragte ich sie, ob sie vielleicht Lust habe, ein bisschen über ihr Leben zu schildern.

Sie schien sich über mein Ansinnen zu freuen und begann zu erzählen: »Ich hatte ein so schönes und erfülltes Leben, wie man es sich besser kaum vorstellen könnte. Ich bin Gott für alles so dank-

bar! Besonders dankbar bin ich ihm, dass er mir, als mein Mann vor zwölf Jahren schwer erkrankte, die Kraft gab, ihn daheim zu pflegen. Er ist dann ganz friedlich in meinen Armen entschlafen. Das war ein herrlicher Augenblick, obwohl ich natürlich sehr traurig war.« Während sie so erzählte, liefen ein paar Tränen über ihre Wangen.

»Haben Sie Kinder?«, wollte ich wissen.

»Ja, ich habe zwei Töchter. Sie sind 59 und 61 Jahre alt. Die jüngere wohnt leider weit weg. Sie lebt in der Nähe von Bremerhaven und ist damit die einzige, die noch in unserer alten Heimat wohnt. Daher können wir uns nur selten sehen. Sie ruft mich aber regelmäßig an. Die ältere wohnt ganz in der Nähe und besucht mich sehr oft. Ich habe zu beiden ein ganz tolles Verhältnis.«

Dann erzählte sie noch einiges über ihre Schwiegersöhne, Enkel und Urenkel. Auch über sie hatte sie nur Gutes zu berichten.

»Was haben Sie früher beruflich gemacht?«, fragte ich.

»Ich war Lehrerin an einer Hauptschule. Dort habe ich die Kinder in den Fächern Handarbeiten und Werken unterrichtet. Es war eine sehr schöne Zeit. Mit einigen meiner früheren Schüler stehe ich noch heute in Kontakt. Sie schreiben mir jedes Jahr zu Weihnachten. Vor einigen Wochen hat mich eine Schülerin sogar hier besucht. Sie ist mittlerweile auch schon fast 60 Jahre. Mein Gott, wie die Zeit vergeht!«

Wir plauderten noch etwa eine weitere halbe Stunde, in der sie einiges über ihren verstorbenen Mann und ihre gemeinsamen früheren Unternehmungen schilderte.

Dann sagte ich: »So Frau Rauscher, ich werde Sie dann für heute verlassen.«

»Aber kommen Sie bitte wieder!«, bat sie.

»Darauf können Sie sich verlassen«, sagte ich und verabschiedete mich.

Ich fragte sie noch, ob ich ihr bei meinem nächsten Besuch vielleicht eine Kleinigkeit zum Naschen mitbringen dürfte.

»Das ist wirklich sehr freundlich von Ihnen, Frau Fink. Aber ich brauche nichts. Ich bin wunschlos glücklich.«

Mit einem sehr guten Gefühl machte ich mich auf den Heimweg. Ich hatte schon oft gehört und im privaten Umfeld auch selbst erlebt, dass kranke Menschen im Angesicht des Todes oft sehr verbittert sind. Ich hatte also Glück, dass ich bei meinem allerersten Besuch genau das Gegenteil erleben durfte.

Mittwoch, 13. Mai 1998

Mit einer gewissen Vorfreude machte ich mich an diesem Tag auf den Weg zu Frau Rauscher.

Ich wollte gerade an ihre Zimmertür anklopfen, als die Stationsleiterin auf mich zukam und sagte: »Frau Rauscher geht es heute gar nicht gut. Sie hatte heute Nacht starke Schmerzen. In der Früh war Herr Dr. Koch von Ihrem Hospizverein schon da und hat ihre Schmerzmedikation neu eingestellt. Sie können aber ruhig zu ihr gehen.«

Frau Rauscher lag in ihrem Bett und schien zu schlafen. Sie schaute nicht gut aus. Als ich vorsichtig ihre linke Hand ergriff und sie ganz leise begrüßte, öffnete sie die Augen. Ein leichtes Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Dann sagte sie fast unhörbar: »Schön, dass Sie wieder gekommen sind. Leider fühle ich mich heute zu erschöpft, um wieder erzählen zu können.«

»Das ist doch kein Problem, Frau Rauscher. Was kann ich für Sie tun?«, fragte ich.

Nach kurzem Schweigen antwortete sie: »Es wäre sehr schön, wenn Sie mir ein wenig aus der Bibel vorlesen könnten.«

»Sehr gerne!«, sagte ich. »Wünschen Sie eine bestimmte Stelle, die ich Ihnen vorlesen soll?«

»Auch wenn es nicht zur Jahreszeit passt, würde ich gern die Weihnachtsgeschichte hören. Das mit dem Engel und den Hirten hat mir immer so gut gefallen.« Mir war klar, dass sie die Geburtsgeschichte nach Lukas zu hören wünschte.

Als sie mir ihre Bibel, die auf dem Nachttisch lag, reichen wollte, sagte ich: »Ich habe auch eine Bibel dabei. Die Übersetzung gefällt mir besonders gut. Wenn es für Sie in Ordnung ist, würde ich Ihnen gerne aus *meiner* Bibel vorlesen.«

Frau Rauscher war einverstanden und nickte.

Da in unserer Hospizausbildung öfters erwähnt wurde, dass viele – insbesondere ältere – Patienten es schätzen, wenn ihnen etwas vorgelesen wird, hatte ich vom ersten Tag an nahezu immer das Neue Testament in der Übersetzung von Emil Bock¹⁰, Gründungsmitglied und Pfarrer der Christengemeinschaft¹¹, und ein Büchlein mit lustigen, aber auch tiefsinnigen Kurzgeschichten mitgenommen. Außerdem hatte ich eine Loseblatt-Sammlung weiterer Kurzgeschichten¹², die mein Freund verfasst hatte, bei mir.

Ich begann, ihr die Geburtsgeschichte Jesu aus dem Lukas-Evangelium vorzulesen. Frau Rauscher schloss ihre Augen, hörte aber aufmerksam zu.

Kurz bevor ich mit dem Lesen der Geschichte fertig war, merkte ich an ihrer Atmung, dass sie eingeschlafen war.

Ich wollte sie jetzt nicht wecken. So blieb ich noch ein paar Minuten an ihrem Bett sitzen und verabschiedete mich dann wortlos.

Am Abend rief ich Dr. Koch an und bat ihn um seine Einschätzung. Er sagte: ...

Der Rest dieser Seite und die Seiten 44 – 95 sind in der Leseprobe nicht enthalten.

Die Geduld der Engel

Eines Nachmittags rief mich Dr. Broy an und sagte: »Hallo Julia, soweit ich weiß, hast du zurzeit keine Begleitung. Ich hätte hier im Krankenhaus eine Patientin für dich. Sie ist aufgrund ihrer Krebserkrankung bereits in der absolut finalen Phase. Daher solltest du sie möglichst bald aufsuchen. Viel Zeit wird ihr nicht mehr bleiben.«

Ich erklärte mich bereit, den Einsatz zu übernehmen. Es war wieder einmal einer der Fälle, in denen leider viel zu spät um eine Begleitung ersucht wurde.

Herr Dr. Broy ließ mich noch wissen, dass die Patientin Maria Hülsmann hieß, 77 Jahre alt, katholisch, verwitwet und kinderlos war.

Samstag, 11. November 2000

Glücklicherweise war Wochenende, und mein Mann und ich hatten nichts vor. So machte ich mich schon kurz nach dem Anruf auf den Weg zum Krankenhaus.

Frau Hülsmann lag in ihrem Bett und starrte zur Decke. Nachdem ich mich vorgestellt hatte, gab ich ihr zur Begrüßung die Hand. Sie umschloss sie mit ihren beiden Händen und ließ sie bestimmt eine halbe Minute nicht mehr los.

Bevor ich etwas sagen konnte, erzählte sie mir mit leiser Stimme ganz freudig, dass sie vor zwei Stunden der Pfarrer ihrer katholischen Gemeinde, in der sie über 30 Jahre lang als Mesnerin tätig war, besucht habe. Er habe ihr die Krankenkommunion gebracht und die Letzte Ölung gespendet. »Jetzt kann ich ganz beruhigt und in Frieden gehen«, sagte sie.

Schnell wurde deutlich, dass Frau Hülsmann zu den eher wenigen Menschen gehörte, die noch von einer tiefen Frömmigkeit waren.

Dann erzählte sie mir noch einiges über ihre Tätigkeit als Mesnerin, die sie immer sehr erfüllt habe. Obwohl es ihr nicht ganz leicht fiel zu sprechen, hörte sie gar nicht mehr auf zu erzählen.

Ich hörte ihr interessiert und aufmerksam zu.

Nach einer kurzen Pause sagte sie plötzlich und recht unvermittelt: »Glauben Sie eigentlich an Schutzengel⁹?« Sie sagte es mit einem Unterton, als würde sie etwas völlig Unsinniges ansprechen.

Ich entgegnete: »Selbstverständlich glaube ich daran! Jeder Mensch – unabhängig davon, ob er gläubig ist oder nicht – hat seinen persönlichen Engel. Unser Engel steht uns immer zur Seite.«

Sie lächelte fast ein wenig erleichtert und meinte: »Es war für mich in meinem ganzen Leben sehr tröstlich, meinen Engel immer bei mir zu wissen, auch wenn ich ihn nie sehen konnte. In unserer Pfarrkirche steht eine wunderschöne, fast mannshohe Engelstatue. Immer wenn ich diese Figur angeschaut habe, kam mir der Gedanke: Das ist *mein* Engel – zumindest könnte er so aussehen.«

Zu ihrer offensichtlichen Freude sagte ich, dass ich ihre Vorstellung sehr schön finde und dass es letztlich keine Rolle spiele, wie der Engel genau ausschaue. Wichtig sei, dass man sich immer seiner Anwesenheit und seines Wirkens bewusst sei, dass man wisse, dass er uns vor Unheil, das nicht in unserem Schicksal liegt, bewahre und stets bereit sei, uns zu leiten, auch wenn uns meistens seine Hilfe nicht bewusst werde.

Dann bat sie mich, ihr etwas aus der Bibel vorzulesen. Sie überließ es mir, eine Stelle auszuwählen. So las ich ihr dann den Prolog des Johannes-Evangeliums, meines Lieblingsevangeliums, vor.

Kurz bevor ich geendet hatte, schlief sie ein. Ich blieb noch kurze Zeit an ihrem Bett sitzen und verabschiedete mich dann leise.

Es war mir bei meinen Begleitungen immer sehr lieb, wenn der Patient von sich aus ein religiöses oder spirituelles Gespräch eröffnete, so wie das bei Frau Hülsmann der Fall war. Schließlich kann

es aus meiner Sicht keinen großen Sinn machen, im Angesicht des nahenden Todes *nur* über *banale* weltliche Themen zu sprechen.

Sonntag, 12. November 2000

Aufgrund der Prognose unseres Palliativarztes, dass Frau Hülsmanns Restlebenszeit sehr begrenzt sei, ging ich bereits am späten Vormittag des nächsten Tages wieder zu ihr.

Gleich nach der Begrüßung spürte ich, dass Frau Hülsmann auffällig ruhig war und sehr nachdenklich schien.

Ich fragte sie, ob es ihr nicht gut gehe, ob sie womöglich Schmerzen habe.

Sie antwortete: »Nein, das ist es nicht. Die Schmerzen sind nicht der Rede wert.«

Dann schwieg sie eine Weile. Da ich den Eindruck hatte, dass sie noch etwas loswerden wollte, wartete ich und sagte nichts.

Nach einer knappen Minute fuhr sie fort: »Ich habe noch einmal über unser schönes Gespräch gestern und meinen Schutzengel nachgedacht. Dabei ist mir klar geworden, dass der eigentlich längst an mir verzweifelt sein muss.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«, wollte ich wissen.

»Nun, ich bin mir ziemlich sicher, dass er mir schon in manchen kritischen Lebenssituationen geholfen hat. Aber ich habe es ihm nie gedankt. Ich habe besonders in jungen Jahren viel zu selten an ihn gedacht. Außerdem habe ich in meinem Leben so viel falsch gemacht, dass er ganz sicher mit seiner Geduld am Ende ist. Ich fürchte, er hat mich fallenlassen.«

»Nein, das ist ganz unmöglich!«, sagte ich. »Unser Schutzengel lässt uns niemals fallen, selbst wenn wir ihm nie danken oder gar nicht an ihn glauben. Sie kennen doch sicher den Begriff ›Engelsgeduld‹. Dieser kommt meines Erachtens nicht von ungefähr. Unse-

re Engel haben wirklich eine schier unendliche Geduld mit uns, eine Geduld, die kein Mensch jemals aufzubringen in der Lage wäre. So etwas wie Verzweiflung ist ihnen fremd. Egal was wir machen, sie sind immer bereit, uns im Erdenleben und im Leben nach dem Tod zu helfen und zu leiten. Das ist für sie selbstverständlich. Wir müssen sie nicht einmal darum bitten. –

Allerdings ist es unserem Engel schon wichtig, dass er sich von uns angenommen weiß. Wir sollten uns des Öfteren mit Gedanken der Liebe und der Dankbarkeit an ihn wenden.«

Frau Hülsmann schien etwas erleichtert zu sein und sprach: »Ich werde jetzt die Augen zumachen und eine Weile schweigen, weil ich mich jetzt still bei meinem Engel für alles bedanken möchte.«

Ich nutzte diese wenigen Minuten, um mich ebenfalls innerlich an ihren Engel zu wenden und ihn zu bitten, Frau Hülsmann behutsam über die Schwelle des Todes zu geleiten, wenn die Zeit dafür gekommen ist.

Da ich den Eindruck hatte, dass sie eingeschlafen war, verließ ich ihr Zimmer für kurze Zeit, um ein wenig frische Luft zu schnappen.

Als ich zurückkam, war sie wieder wach. Sie lächelte mich an, wirkte sehr ruhig und zufrieden, sagte aber ...

Wo Rost und Motten ...

Schon die Natur will uns im Spätherbst auf Vergänglichkeit und Tod hinweisen. In der Tat war es fast in jedem Jahr so, dass in den Monaten November und Dezember die meisten Anfragen für eine Sterbebegleitung eingingen.

In diesem Jahr war das besonders heftig. Obwohl ich meine letzte Begleitung noch nicht ganz verarbeitet und innerlich nicht zur Gänze abgeschlossen hatte, trat die Einsatzleitung mit der Bitte an mich heran, bereits die nächste zu übernehmen.

Frau Balhuber sagte mir am Telefon: »Hallo Julia, ich weiß du hast erst vor kurzem deine letzte Begleitung beendet, aber zurzeit ist derart viel los, dass ich dich brauche. Alle anderen haben schon einen – teilweise sogar zwei – Einsätze, und einige sind aus beruflichen Gründen nicht verfügbar. Wäre es bei dir möglich?«

Zwar hätte ich noch ein paar Wochen Zeit zum Durchschnaufen brauchen können, aber der Not gehorchend sagte ich zu.

Frau Balhuber freute sich sehr über meine Zusage und gab mir Informationen über den Patienten.

»Also, es geht um einen 54-jährigen Mann, der an Krebs im Endstadium leidet. Er wird von Dr. Broy palliativ begleitet. Er meinte, seine voraussichtliche Restlebenszeit sei schwer zu prognostizieren, zumal er ein sehr starkes Herz habe. Es können ihm durchaus noch mehrere Wochen vergönnt sein. Zurzeit ist er medikamentös gut eingestellt, so dass er kaum Schmerzen ertragen muss. Da er keine Angehörigen mehr hat, lebt er seit einigen Monaten im Altenheim St. Johannes. Ich habe ihn vorgestern aufgesucht. Er wünscht sich sehr eine Begleitung und bevorzugt einen Menschen, mit dem er über alles reden kann. Er ist wirklich recht mitteilungsbedürftig. Auf mich macht er einen sehr angenehmen Eindruck. Ich denke, du passt gut zu ihm! Sobald es dir möglich ist, suche ihn einfach auf.

Alle weiteren Termine kannst du dann – wie üblich – mit ihm ausmachen.«

Kurz bevor ich Herrn Spielberger zum ersten Mal besuchte, stand mein Entschluss fest, die Erfahrungen und Begebenheiten aus meinen Begleitungen eines Tages in einem Buch zu verarbeiten. Daher schrieb ich von nun an nach jedem Besuch alles sehr detailliert auf.

Samstag, 25. November 2000

Gleich am nächsten Tag machte ich am frühen Nachmittag meinen Antrittsbesuch. Da das Heim nicht weit von meinem Wohnort entfernt lag, schwang ich mich aufs Fahrrad, was ich aber schon nach kurzer Zeit bereute, da es doch recht kalt war.

Im Altenheim angekommen ging ich zielstrebig auf die Station und klopfte an seine Zimmertür. Unverzüglich vernahm ich ein »Herein!«, das recht beschwingt klang.

Nachdem ich sein Zimmer betreten hatte, war ich etwas überrascht. Eigentlich hatte ich erwartet, einen von seinem Leiden gezeichneten Mann mit verbitterter Miene in seinem Bett liegen zu sehen.

Aber weit gefehlt! Herr Spielberger saß mit einem etwas aus der Mode gekommenen Jogginganzug auf der Bettkante und las in einem Buch, einem Reiseführer über Kroatien. Er hatte sehr kurz geschnittene dunkle Haare, die schon recht licht waren, und trug einen sehr gepflegten Dreitagebart. Da die Raumbelichtung etwas diffus war, konnte ich nicht genau erkennen, ob er einen braunen Teint, oder ob sich sein Gesicht schon ein wenig gelb verfärbt hatte.

Ich ging auf ihn zu, gab ihm die Hand und begrüßte ihn: »Grüß Gott, Herr Spielberger. Ich bin Julia Fink vom hiesigen Hospizverein. Sie haben eine Begleitung gewünscht. Gerne möchte ich diese übernehmen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich als Ihre Begleiterin akzeptieren würden.«

Herr Spielberg er hob sich, was ihm aber nicht ganz leicht fiel, lachte mich freundlich an und sagte: »Ich grüße Sie auch! Natürlich akzeptiere ich Sie! Übrigens, mir wäre es lieber, wenn wir uns duzen; das macht manches leichter. Ich bin der Matthias.«

Jetzt fiel mir auf, dass er ziemlich groß gewachsen und extrem dürr war.

Ich war sehr erfreut, dass er mich gleich so freundlich in Empfang genommen hatte und stimmte seinem Wunsch, uns zu duzen, zu. Dann zog ich meine dicke Jacke aus und setzte mich auf den Stuhl, den er mir anbot. Es war außer dem Bett die einzige Sitzgelegenheit in dem Zimmer.

Mir fiel gleich auf, dass Matthias ein fröhlicher Mensch war, der ganz offensichtlich trotz der Situation, in der er sich befand, nicht mit seinem Schicksal haderte.

Um ein wenig warm zu werden, sprach ich ihn auf das Buch an, das er immer noch in der Hand hielt: »Ich sehe, du liest ein Buch über Kroatien. Hast du einen besonderen Bezug zu diesem Land?«

»Und ob!«, entgegnete er. »Ich bin in meinem Leben schon sehr viel herumgekommen. Aber nirgends war ich so oft und so gerne wie in Kroatien.«

Somit hatten wir ein ganz gutes Einstiegsthema gefunden.

Mit einem gewissen Glanz in den Augen erzählte er mir dann fast eine Stunde lang von seinen vielen Reisen und insbesondere von seinen Aufenthalten in Kroatien.

Schnell wurde deutlich, dass Matthias fast so etwas wie ein Lebenskünstler war. Zumindest war er jemand, dem Geld oder Besitz nicht viel bedeuteten. Er war gelernter Kfz-Mechaniker. Schon sehr früh nahm er seine Jugendfreundin zur Frau. Die kinderlose Ehe wurde aber schon nach wenigen Jahren geschieden. Er verließ die gemeinsame Wohnung und kaufte sich ein kleines Wohnmobil. Seitdem war dieses Gefährt bis vor zwei Jahren sein Zuhause. Seine Brötchen verdiente er sich in einer Kfz-Werkstatt, die seinem Cousin gehörte.

Wann immer er wieder einmal ein bisschen Geld zur Seite gelegt hatte, nahm er sich für Wochen oder gar Monate unbezahlten Urlaub und fuhr mit seinem Wohnmobil kreuz und quer durch Europa. Nachdem er dann seine Liebe zu Kroatien entdeckt hatte, kannte er nur noch dieses Reiseziel.

Während Matthias von seinem Globetrotter-Leben erzählte, leuchteten seine Augen. Es war unschwer zu erkennen, wie er seine Reisen und insbesondere seine Kroatienaufenthalte stets genossen hatte.

»Da hast du ja ein ganz tolles und bewegtes Leben gehabt«, sagte ich anerkennend, *dachte* mir aber: »Für mich wäre das nichts!«

Nach etwa einer Stunde gewann ich den Eindruck, dass Matthias ermüdet war. Mir schien die Dauer für einen Antrittsbesuch auch hinreichend zu sein.

So sagte ich dann: »Gut, lieber Matthias, ich glaube für heute haben wir genug geplaudert. Wenn du möchtest, komme ich dich jetzt regelmäßig besuchen. Allerdings ist es mir aus beruflichen und auch aus privaten Gründen nur möglich, maximal zweimal in der Woche zu dir zu kommen.«

»Ja natürlich möchte ich, dass du mich weiterhin besuchst, du Spaßvogel! Aber mach dir keinen Stress! Wenn es einmal nicht klappt, ist es auch kein Problem! Einen Termin müssen wir nicht ausmachen, schließlich kann ich hier ja nicht weg. Außerdem bist du der einzige Besucher.«

Dann verabschiedeten wir uns.

Selten hatte ich nach einem ersten Termin bei einem Patienten so ein gutes Gefühl wie in diesem Fall. Matthias war nicht nur außergewöhnlich unkompliziert, sondern mir auch vom ersten Augenblick an sehr sympathisch.

Selbstverständlich sollten – wenn es um eine Sterbebegleitung geht – Sympathien und Antipathien schweigen. Aber es ist einfach menschlich, dass einem manche Zeitgenossen sympathischer sind als andere. Außerdem bin ich ehrlich genug um zuzugeben, dass ich lieber einen Patienten begleite, der mir sympathisch ist.

Mittwoch, 29. November 2000

Am späten Nachmittag dieses Tages machte ich mich zu meinem zweiten Besuch auf den Weg. Dieses Mal fuhr ich mit dem Auto, weil es wieder ziemlich kalt war.

Nachdem Matthias auf mein Klopfen nicht reagiert hatte, betrat ich sein Zimmer unaufgefordert.

Er lag in seinem Bett und schien zu schlafen oder zu dösen. Ich berührte ihn leicht an der Schulter und sagte: »Hallo Matthias!« Matthias murmelte nur: »Grüß dich, Julia!« und döste weiter vor sich hin.

Ich setzte mich auf den Stuhl, der an seinem Bett stand, und ließ meinen Blick in dem kargen Zimmer umherschweifen.

In dem Raum war wirklich nur das Allernötigste: ein Bett, ein Nachtschränken, ein Stuhl, auf dem ich gerade saß, ein kleiner Tisch und ein Kleiderschrank. Neben dem Bett stand ein Rollstuhl. Außer einigen Landschaftsfotos, die an der Wand über seinem Bett hingen, sowie dem Buch über Kroatien befand sich hier nichts Persönliches. Ich dachte: »Wie traurig ist das, wenn ein Mensch seine letzte Lebensphase so verbringen muss!«

Matthias, der mittlerweile richtig wach geworden war, schien meine Gedanken durchschaut zu haben und meinte: »Mach mal den Kleiderschrank auf!« Der Inhalt war genauso spärlich: eine Hose, ein Pullover und zwei, drei T-Shirts. Unter seinem Bett stand neben den Pantoffeln noch ein Paar Sportschuhe, die schon ziemlich ausgelatscht waren.

Matthias lächelte und sagte: »Mehr brauche ich nicht. Was sollte ich mit noch mehr Plunder! Besitz macht weder gesund noch glücklich! Außerdem kann ich nichts mitnehmen.«

Ich spürte ganz deutlich, dass er das nicht etwa aus einem Gefühl der Resignation heraus gesagt hatte, sondern dass es seine Lebensphilosophie war, sich auf das Notwendigste zu beschränken.

Dann erzählte er noch kurz, dass er früher in seinem Wohnmobil auch immer nur das gehabt habe, was er unbedingt benötigte. Zu meiner Überraschung zitierte er noch einen Vers aus dem Matthäusevangelium: »Sammelt euch nicht Schätze auf der Erde, wo Rost und Motten sie fressen und wo Diebe sie stehlen.«

»Gehörst du einer christlichen Kirche an?«, wollte ich wissen. Er entgegnete: »Ich bin Mitglied der evangelischen Kirche – aber nur auf dem Papier, wenn du verstehst, was ich meine. Aber die Bibel ist mir immer ein wichtiges Buch geblieben. Schau her, hier in der Schublade habe ich ein Exemplar.«

»Liest du häufig in der Bibel?«, wollte ich wissen. »Ja durchaus. Es ist wirklich ein großes Weisheitsbuch.«

Dann erzählte er noch, dass er sich früher auch häufig mit hinduistischen und buddhistischen Schriften befasst habe.

Kurz vor dem Verabschieden fragte ich ihn: »Brauchst du etwas, Matthias? Kann ich dir beim nächsten Mal etwas mitbringen?«

»Nein danke, mein Freund! Ich bin wunschlos glücklich!«

Ich konnte es gar nicht recht fassen, dass ein Mensch in der Situation, in der er war, wunschlos glücklich sein konnte. Aber seine Bemerkung klang absolut authentisch. Seine Bescheidenheit und Zufriedenheit berührten mich sehr.

Im Übrigen fand ich es überhaupt nicht schlimm, dass er mich seinen »Freund« und nicht seine »Freundin« nannte. Schließlich bin ich keine Feministin, und diesen heutigen »Genderkram« halte ich ohnehin für überzogen.

Matthias sagte mir einmal, dass es ...

Sonntag, 17. Dezember 2000

Da offensichtlich war, dass es mit Matthias jetzt schnell zu Ende gehen könnte, wollte ich ihn jetzt – wenn eben möglich – nahezu täglich besuchen.

An diesem Sonntagnachmittag traf ich Matthias schlafend in seinem Bett an. Er atmete schwer.

Ich setzte mich an sein Bett und rief mir unsere vielen Gespräche in Erinnerung, bevor ich mich in Gedanken bittend an seinen Engel wandte.

Nach etwa einer halben Stunde wachte Matthias auf. Er lächelte mich an, sprach an diesem Tag aber nicht sehr viel.

An zwei seiner wenigen Sätze, die er an diesem Tage sprach, würde ich mich heute auch noch dann bestens erinnern, wenn ich sie damals nicht aufgeschrieben hätte: »Ich habe heute Mittag die zweite Apfelsine gegessen. Du weißt, was das bedeutet, oder?«

Ja, ich wusste es. Ihm war bewusst, dass er schon ganz nah an der Schwelle des Todes stand.

Ich blieb noch kurze Zeit bei ihm, bevor wir uns verabschiedeten.

Montag, 18. Dezember 2000

Schon kurz bevor ich mich an diesem Tage aufmachte, Matthias zu besuchen, hatte ich ein eigenartiges Gefühl. Ich war mir nicht sicher, ob ich ihn noch lebend antreffen würde.

Als ich dann etwa eine halbe Stunde später auf der Station angekommen war, sah ich schon von weitem, dass neben seiner Zimmer-

tür ein Tischchen postiert war, auf dem eine brennende Kerze stand. Mir war sogleich klar, was das bedeutete. Dieser Brauch wird in vielen Altenheimen gepflogen, wenn kurz zuvor ein Bewohner gestorben ist.

Ich trat in sein Zimmer ein.

Matthias – besser gesagt seine sterbliche Hülle – lag unter einer dünnen, weißen Decke auf seinem Bett, die Hände zum Gebet gefaltet. Sein Gesichtsausdruck war sehr friedlich. Er schien sogar ein wenig zu lächeln. Mir kam sofort der Gedanke: »Matthias hatte gewiss einen sehr leichten Übergang in die höheren Welten. Mit seinem Lächeln scheint er die Erhabenheit dieser Welten widerzuspiegeln zu wollen.«

An seinem Bett stand eine Pflegerin, die mich aufgrund meiner häufigen Besuche natürlich kannte. Sie war gerade dabei, eine weitere Kerze anzuzünden und auf sein Nachtschränkchen zu stellen.

Sie sagte: »Grüß Gott, Frau Fink. Herr Spielberg muss wohl etwa vor einer halben Stunde gestorben sein. Vor einer knappen Stunde war ich bei ihm. Da döste er noch vor sich hin. Ach ja, löschen Sie bitte die Kerze, bevor Sie den Raum verlassen.«

Zunächst war ich ziemlich traurig, dass ich in seiner Sterbestunde nicht bei ihm war. Dann tröstete ich mich mit dem Gedanken, dass viele Menschen in dem Moment, in dem sie die Schwelle des Todes überschreiten, lieber allein sein möchten.

Ich ging an sein Sterbebett und legte meine Hände über die seini-gen. In diesen wenigen Augenblicken gingen mir unfassbar viele Gedanken durch den Kopf. Wie im Zeitraffer blitzten viele Erinnerungen an meinen Freund auf.

Dann machte ich das Fenster weit auf. Auch wenn das Öffnen eines Fensters natürlich keine konkrete Bedeutung hat, so mag es doch eine schöne Geste sein, die dem erhabenen Vorgang, dass die sich

aus dem Körper lösende Seele nun in ihre eigentliche Heimat zieht, einen würdigen äußeren Rahmen verleiht.

Als ich den Eingangsbereich des Heimes betrat, hatte ich eine Vase mit einem prächtigen, bunten Blumenstrauß wahrgenommen. Ich eilte dorthin und entnahm – ohne um Erlaubnis zu bitten – eine gelbe Gerbera. Ich rupfte die einzelnen Blütenblätter aus und verstreute sie auf Matthias' Sterbebett.

Dann setzte ich mich auf den Stuhl an sein Bett und kam langsam zur Ruhe.

Obwohl ich ganz gewiss kein übermäßig sensitiver oder gar hellfühligere Mensch bin, so glaubte ich doch deutlich spüren zu können, dass seine Seele noch anwesend war. Ein Wärmegefühl durchzog mich, und mir war, wie wenn sich Matthias bei mir noch einmal bedanken und sich dann von mir verabschieden wollte. Dieses wunderschöne Gefühl war nach wenigen Augenblicken verschwunden.

Ich blieb noch eine ganze Zeit an seinem Sterbelager sitzen und ließ noch etliche gemeinsame Erlebnisse und Gespräche Revue passieren.

Dann erhob ich mich und zitierte den Spruch »*Unsere Liebe folge Dir ...*« (☛ Kapitel »Die Geduld der Engel«), den Rudolf Steiner für Menschen, die vor maximal etwa drei Tagen gestorben sind, gegeben hat.

Anschließend sprach ich das Vaterunser. Dann zeichnete ich ihm ein Kreuz auf die Stirn, ergriff noch mal seine Hände und verabschiedete mich mit den Worten: »Ich danke dir, dass ich dich begleiten durfte. Du weißt, wir sehen uns wieder, mein Freund!«

Ja, es war wirklich eine höchst bewegende und berührende Begleitung. Bei aller Empathie gelang es mir beim Tod anderer Patienten immer, eine gewisse neutrale Distanz zu bewahren und es nicht zu nahe an mich herankommen zu lassen.

Aber mit Matthias ist wirklich ein Freund gestorben! Ich hatte noch so viel in meiner Seele zu bewegen, dass ich die Einsatzleitung bat, mir vorerst keine weitere Begleitung anzutragen. Ich nahm mir eine kurze Auszeit.

Noch am gleichen Abend rief ich seine Exfrau an und berichtete ihr von Matthias' Wünschen bezüglich seiner Beisetzung. Ich sagte ihr, dass er ohne vorherige Abschiedszeremonie feuerbestattet werden wollte und dass er mich als Trauerredner für die Urnenbeisetzung auserkoren hatte.

Über den Tod ihres geschiedenen Mannes hatte die Heimleitung sie schon in Kenntnis gesetzt. Auch hatte sie auf diesem Wege schon von seinen Vorgaben erfahren. Für die Bestattungskosten hatte Matthias Geld zurückgelegt, das vom Heim verwaltet wurde.

Sie versprach, sich an ein Bestattungsunternehmen zu wenden und alles in die Wege zu leiten. Den Termin für die Urnenbeisetzung wollte sie mir mitteilen, sobald dieser feststehe.

Freitag, 29. Dezember 2000

An diesem Tag fand dann die Beisetzung seiner Urne auf dem Friedhof, der nicht weit vom Heim entfernt lag, statt.

Ich hatte schon so manchen Urnenbeisetzungen beigewohnt. Aber diese war schon sehr ungewöhnlich.

Das lag zum einen daran, dass nur sechs Personen zugegen waren: seine geschiedene Frau, sein ehemaliger Chef, ein früherer Arbeitskollege, ein Mitarbeiter des Bestattungsunternehmens, mein Mann und ich.

Der andere Grund war natürlich, dass ich zum ersten und bisher einzigen Mal in meinem Leben als Trauerredner zu fungieren hatte. Zwar war ich es in meinem Beruf durchaus gewöhnt, einen Vortrag zu halten, aber das war jetzt doch etwas ganz anderes. Ich war schon ein wenig nervös.

Nachdem die Urne in die Urnenwand hineingestellt wurde, begann ich mit meiner Ansprache, die eine Viertelstunde dauerte.

Ich startete damit, dass ich Matthias' Aussage zitierte, die seine Lebensphilosophie sowie seine Dankbarkeit, Zufriedenheit und Demut deutlich machte: »Natürlich hätte ich noch gern zehn Jahre gelebt. Aber was soll's! Ich habe soviel Schönes erleben dürfen, für das ich unendlich dankbar bin. Davon kann ich noch bis in alle Ewigkeit zehren.«

Anschließend versuchte ich, den roten Faden seines Lebens zu veranschaulichen. So erzählte ich insbesondere über sein Globetrotterleben und seine Liebe zu Kroatien.

Dann schilderte ich noch einiges von dem, was ich in den letzten Wochen mit ihm erleben durfte.

Zum Abschluss zitierte ich einen Spruch von Rudolf Steiner.

*Unsere Liebe sei den Hüllen,
die Dich jetzt umgeben –
kühlend alle Wärme,
wärmend alle Kälte –
opfernd einverwoben!
Lebe liebgetragen,
Licht beschenkt nach oben!*

Danach sprachen alle das Vaterunser.

Rückblick

Bei meinem Rückblick auf die Begegnungen mit Matthias musste ich mir gar nicht erst die Frage, was ich von ihm lernen konnte, stellen.

Es war zu offensichtlich, was er mich – natürlich ohne sich dessen bewusst zu sein – lehren wollte. Zunächst einmal waren das

seine Bescheidenheit und Genügsamkeit. Nie zuvor hatte ich einen Menschen kennengelernt, dem das Allernötigste genug war.

Mein Mann und ich gehören ganz sicher nicht zu den Menschen, denen Wohlstand erstrebenswert erscheint. Allerdings ist es uns schon wichtig, ein geregeltes Einkommen, ein Dach über dem Kopf, eine gemütliche Einrichtung sowie genügend Geld zu haben, um uns gutes Essen und auch mal einen Urlaub leisten zu können.

Nun machten wir uns klar, dass auch wir viel zu viel Plunder – wie Matthias es ausgedrückt hätte – in unserer Wohnung hatten, Dinge, die wir nicht wirklich brauchten, die aber anderen Menschen eine Freude machen könnten.

So begaben wir uns in den nächsten Tagen daran, einiges auszusortieren, um es Bedürftigen zu spenden. Darunter waren insbesondere Kleidungsstücke und Geschirr, aber auch so manche Bücher, die wir nicht mehr benötigten, und ein paar Möbel.

Dann musste ich immer wieder daran denken, wie dankbar Matthias für alles war, wie er sich etwa über die Apfelsinen gefreut und mit welchem Genuss er sie verzehrt hat.

Ich schämte mich fast ein wenig, als ich mir eingestehen musste, für wie selbstverständlich ich es wohl gehalten hatte, dass es mir gut ging, dass ich mir einiges leisten konnte. Nun nahm ich mir vor, mir immer wieder einmal klarzumachen, dass es alles andere als eine Selbstverständlichkeit ist, wenn man gesund ist und nicht jeden Cent umdrehen muss und dass man auch für scheinbare Kleinigkeiten dankbar sein sollte.

Das Dritte, was ich von Matthias lernen konnte, war, mit welcher Geduld und Gelassenheit er sein Schicksal angenommen hatte.

Mit Geduld war ich noch nie reichlich gesegnet! Wenn ich einmal krank war oder wenn beruflich nicht alles nach Plan verlief, konnte ich oftmals sehr ungehalten werden. Mir konnte meistens nichts schnell genug gehen. Da das aber wohl eine Mentalitäts- bzw. Charakterfrage ist, lässt sich das nicht von heute auf morgen ändern.

Immerhin habe ich zumindest hin und wieder an meinen Freund gedacht, wenn ich mal wieder in einer Situation war, in der meine Geduld auf die Probe gestellt wurde.

An meinen Engel

Immer bist Du zur Stelle.

*Lässt mich finden,
was ich suche,
lässt gelingen,
worum ich bange,
lässt mich aufhorchen
für das, was ansteht.*

*Wenn mir Tränen fließen,
wenn ein Druck im Hals,
bist Du gegenwärtig.*

*Wenn ich vor Erregung bebe,
lenkst Du meinen Atem.*

*Vieles ordnest Du im Voraus,
was mich sonst
überfordern würde.*

*Froh und dankbar
seufz ich dann mein Danke,
Dank, mein Engel, danke,
dass Du immerfort zur Stelle.*

Renate Loebner

(aus »Blatt für Blatt Zuversicht«)

In guten wie in schlechten Tagen

Zwei Jahre später hatte ich wieder einen Einsatz, über den ich gern ausführlich schildern möchte.

Vorher hatte ich nur drei Kurzeinsätze. Einmal musste ich zudem eine Kollegin, die erkrankt war, zwei Wochen vertreten.

Meine neue Aufgabe führte mich in die häusliche Umgebung der Familie Peters.

Herr Paul Peters, 74 Jahre alt, war an Lungenkrebs erkrankt, und diese Erkrankung war schon sehr weit fortgeschritten. Seine Frau Linda pflegte ihren Mann schon seit mehreren Monaten daheim. Obwohl es sehr an ihren Kräften zehrte, kam es für sie auf keinen Fall in Betracht, ihren Mann in ein Pflegeheim zu bringen.

Im selben Haus, das übrigens nur fünfzehn Gehminuten von meiner Wohnung entfernt ist, lebte auch einer der beiden Söhne, Harald Peters, mit seiner Frau Gabi und ihrem gemeinsamen 20-jährigen Sohn Klaus. Das Ehepaar war etwa in meinem Alter, also so um die fünfzig Jahre.

Harald war schwer krank und nach einem Schlaganfall vor ein paar Jahren weitgehend an den Rollstuhl gefesselt. Im Haus konnte er sich mit einer Gehhilfe mehr schlecht als recht fortbewegen. Gabi und ihr Sohn Klaus waren den ganzen Tag in der Arbeit, so dass Linda sich nicht nur um ihren Mann, sondern auch um ihren Sohn, der im Grunde ebenfalls pflegebedürftig war, kümmern musste.

Nun war jedoch der Punkt erreicht, dass sie mit ihren Kräften fast am Ende war. Sie wandte sich an unseren Hospizverein und fragte an, ob eine Unterstützung möglich sei.

Zunächst suchte unsere Palliativkraft, Frau Vöge, den Patienten auf. In Absprache mit dessen Hausarzt überprüfte sie die medikamentöse Versorgung und passte sie seinen Schmerzen an.

Dann erhielt ich einen Anruf von Frau Balhuber mit der Frage, ob ich bereit sei, diese Begleitung zu übernehmen. Frau Balhuber sagte: »Bei dieser Begleitung wird es in erster Linie darum gehen, Frau Peters zu entlasten. Sie kann ihren Mann nicht mehr allein lassen, so dass du hin und wieder bei ihm sein solltest, damit sie ihre Erledigungen machen oder einfach mal durchschnaufen kann.«

Dann sagte sie mir noch, dass Frau Peters auch einen Ansprechpartner brauche, mit dem sie über alles reden könne, was sie allein nicht verarbeiten kann, zumal sie ihre Kinder, die selbst genug Probleme hätten, damit nicht belasten wolle.

Schließlich meinte sie noch: »Herr Peters hat dem Wunsch seiner Frau um Unterstützung zugestimmt. Aber er hat deutlich gesagt, dass er sich nicht mit dem Hospizhelfer unterhalten wolle. Also, es geht wirklich vorwiegend um eine Begleitung seiner Frau.«

Ich sagte gleich zu, den Einsatz zu übernehmen.

Samstag, 19. Juli 2003

Als ich zum ersten Mal das Haus der Familie Peters betrat, waren Herr und Frau Peters gerade beim Mittagessen.

Ich begrüßte die beiden und stellte mich ihnen vor.

Seine Begrüßung war sehr kurz und unfreundlich. Er wirkte ziemlich mürrisch. Seine Frau war sichtlich nervös und bat mich, Platz zu nehmen. Da sie noch aßen, kam es zunächst zu keinem Gespräch. Herr Peters stocherte lustlos in seinem Teller herum.

Als er mit dem Essen fertig war, half ihm seine Frau dabei, sich wieder in den Rollstuhl zu setzen. Dieser war erforderlich geworden, da Herr Peters nicht sehr sicher auf den Beinen war. Sie fuhr ihn auf die Terrasse hinaus. Es war ein herrlicher Sommer, und so verbrachte Herr Peters viel Zeit auf der Terrasse. Dabei starrte er meistens nur mit leerem Blick vor sich hin.

Frau Peters und ich blieben in der Küche sitzen. Sie war eine ganz liebenswerte und sympathische Persönlichkeit mit wunderschönen, aber sehr traurigen Augen. Man konnte ihr deutlich ansehen, dass sie nahe dran war, an ihrer Aufgabe zu zerbrechen. Anfangs wirkte sie noch ein wenig verunsichert und schüchtern.

Dann begann sie zu erzählen, wie beschwerlich und belastend alles in den letzten Wochen für sie gewesen sei. »Mein Mann kann nicht mehr sicher gehen und stehen, wodurch immer eine große Sturzgefahr besteht. Aber er will das nicht wahrhaben. Er will seine ganze Situation nicht akzeptieren. Darüber reden will er auch nicht. Ich kann ihn eigentlich nicht mehr allein lassen. Selbst einen kurzen Gang zum Supermarkt oder zum Arzt, um ein Rezept zu holen, kann ich nicht mehr mit ruhigem Gewissen machen. Dabei quält mich immer der Gedanke, was in dieser Zeit alles zu Hause passieren könnte.«

Dann wollte ich wissen, ob ihre Schwiegertochter und ihr Enkel sie nicht unterstützen könnten. »Die sind doch den ganzen Tag in der Arbeit. Außerdem möchte ich sie nicht mit meinen Sorgen belasten, da sie genug an ihrem eigenen Schicksal zu tragen haben«, entgegnete Frau Peters.

Nachdem sie mir geraume Zeit von ihren Problemen berichtet hatte, verabredeten wir, dass ich zukünftig immer Freitagnachmittags kommen werde, damit sie in aller Ruhe und ohne Zeitdruck ihre Erledigungen machen könnte.

Sie freute sich sehr und wirkte etwas erleichtert.

Freitag, 25. Juli 2003

Am ersten Freitagnachmittag öffnete mir Frau Peters die Tür. Mit einem Lächeln begrüßte sie mich sehr freundlich. Sie schien sehr froh zu sein, nun einmal unbesorgt das Haus verlassen zu können und sagte: »Wäre es möglich, dass Sie heute zwei, vielleicht sogar

drei Stunden bei meinem Mann bleiben könnten? Nach dem Einkaufen würde ich so gern noch mal kurz in mein Heimatdorf fahren und das Grab meiner Mutter besuchen. Ich war schon ewig nicht mehr dort.«

Ich versicherte ihr, dass ich genug Zeit habe. Dann zeigte sie mir noch, wo ich bestimmte Dinge wie Wasser, Medikamente und dergleichen finden könnte, und fuhr los.

Herr Peters lag auf der Couch im Wohnzimmer. Ich fragte ihn, ob er etwas benötige oder ob ich etwas für ihn tun könne.

Er verneinte.

Dann fragte ich ihn, ob ich hier bei ihm im Wohnzimmer bleiben dürfe.

Er verneinte wieder – ebenso kurz und unfreundlich wie bei meiner ersten Frage.

Ich setzte mich in die Essecke. Von dort aus konnte ich ihn sehen und hören, falls er doch etwas wünschen sollte.

Nach zwei Stunden kam Frau Peters zurück und bedankte sich sehr herzlich: »Das war das erste Mal seit vielen Wochen, dass ich das Haus unbesorgt verlassen konnte. Haben Sie vielen Dank!«

1. bis 22. August 2003

Über meine Besuche in den nächsten drei Wochen möchte ich nun zusammenhängend schildern.

Das Grundprinzip war immer das Gleiche: Wenn ich an einem Freitag kam, fuhr Frau Peters los, um Besorgungen zu machen, und ich war mit ihrem etwas griesgrämigen und wortkargen Mann allein in ihrer Wohnung. Wenn sie wieder zurückkam, blieb ich meistens noch eine Weile, um mich mit ihr auszutauschen.

Herr Peters war nach wie vor ganz offensichtlich nicht von meiner Anwesenheit begeistert, die er allerdings akzeptierte.

Er lag in dieser Zeit immer auf der Couch im Wohnzimmer. Ich hockte mich in die Essecke oder auf die Terrasse, von wo aus ich ihn beobachten konnte. Von nun an nahm ich meistens mein Strickzeug mit, damit es mir nicht langweilig wurde.

Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen brauchte Herr Peters mich nie. In der Anfangszeit benötigte er noch meine Unterstützung, wenn er zur Toilette musste, da er nicht mehr alleine in den Rollstuhl hinein und wieder heraus kam.

Wenn wir dann wieder die Couch erreicht hatten, deckte ich ihn zu, was er meistens mit einem kurzen Nicken quittierte. An manchen Tagen wollte er auf die Terrasse, und ich fuhr ihn hinaus.

Einige Male kam der Sohn Harald aus seiner Wohnung, die im Obergeschoss lag, herunter, was für ihn immer eine beschwerliche Aktion war. Dann unterhielt ich mich meistens mit ihm. Er war nicht so stur wie sein Vater und auch sehr dankbar, dass ich die Familie entlastete und unterstützte.

Seit seinem Schlaganfall hatte er Schwierigkeiten mit dem Sprechen, so dass ich mich immer sehr konzentrieren musste, um ihn zu verstehen.

Schnell wurde deutlich, dass er sehr an seinem Vater hing. Er sagte: »Es ist für mich nur schwer zu ertragen, dass mein Vater so dahinsiecht. Ich darf gar nicht daran denken, dass er bald sterben muss.«

Dann erzählte er auch viel über sein früheres Berufsleben sowie seine Krankheit und die damit verbundenen Einschränkungen.

So gingen die Nachmittage meist rasch vorbei.

Wenn Frau Peters dann wieder heimkam, blickte sie immer erst sehr ängstlich, bis sie erkannte, dass alles in Ordnung war. Ich konnte stets bemerken, dass es ihr sichtlich gut tat, ein paar Stunden Zeit für sich gehabt zu haben.

Da die Familie Peters ganz in meiner Nähe wohnte, schaute ich ...

Die familiäre Atmosphäre im Hause Peters war immer äußerst angenehm. Sie weinten und lachten zusammen. Das war sehr beeindruckend, und ich hatte manchmal das Gefühl, ein bisschen zur Familie zu gehören.

Ich musste Frau Peters für die aufopfernde Pflege ihres Mannes und zum Teil ja auch ihres Sohnes wirklich bewundern. Das sagte ich ihr auch ganz deutlich.

Ich war mir sicher, dass nur größte Liebe zu ihrem Mann ihr die Kraft geben könne, ihn in so hingebungsvoller Weise zu pflegen.

Doch eines Tages wurde ich eines Besseren belehrt.

Sie erzählte mir viele Begebenheiten aus ihrer Ehe, die mich überraschten – nein – schockierten.

Ihren Schilderungen nach war Herr Peters ihr ein fürchterlich schlechter Ehemann. Er hatte sie unfassbar drangsaliert und immer wieder schwer verprügelt. Das Haus durfte sie nur mit seiner Einwilligung verlassen. Er verbot ihr sogar, das Grab ihrer Mutter aufzusuchen. An allem, was sie machte, hatte er etwas auszusetzen.

Als sie bemerkte, dass ich recht schockiert war, sagte sie fast entschuldigend: »Es tut mir leid, dass ich Sie jetzt damit belaste. Aber es wollte einfach raus! Ich habe noch nie mit einem Menschen darüber gesprochen. Meine Söhne und meine drei Enkel lieben meinen Mann über alles, und ich wollte diese Liebe nicht beschädigen.«

Ich nahm sie in den Arm und dankte ihr für ihr Vertrauen, mir das offenbart zu haben.

Sie weinte, wirkte aber sehr erleichtert.

Bei meinem nächsten Besuch fragte ich sie, als ich wieder mit ihr allein war: »Wie konnten Sie das alles nur ertragen? War es für Sie nie eine Option, Ihren Mann zu verlassen?«

Ihre Antwort berührte mich zutiefst: »Bei unserer Heirat habe ich versprochen, in guten wie in schlechten Tagen zu meinem Mann zu halten. Damals wusste ich nicht, dass die schlechten Tage über-

wiegen würden. Aber ich habe das Versprechen gegeben, und daran halte ich mich.«

Frau Peters war eine durchaus moderne und kluge Frau. Auch wenn sie überzeugte Katholikin war, so gehörte sie gewiss nicht mehr zu den Frauen, die sich aus althergebrachten Gründen nicht von ihrem Mann trennen würden. Sie ergänzte, dass sie das Versprechen bei der Trauung in erster Linie sich selbst gegeben habe und es nun nicht brechen wolle.

Noch während wir mitten in diesem Gespräch waren, vernahmen wir Geräusche aus dem Wohnzimmer. Sofort stand Frau Peters auf, um nach ihrem Mann zu sehen.

Ich saß immer noch ein wenig schockiert da und begriff nun, dass Liebe wohl nicht die einzige Kraftquelle ist, um einen Menschen so aufopferungsvoll pflegen zu können.

Auch bei meinen folgenden Besuchen setzten wir diese Gespräche fort – natürlich nur dann, wenn wir alleine waren.

Mit zunehmender Zeit bemerkte ich, dass es Frau Peters immer leichter fiel, über ihre Erlebnisse zu sprechen und dass es ihr auch sichtlich guttat.

Der Zustand ihres Mannes hatte sich in den Tagen zuvor weiter verschlechtert. Er konnte nun gar nicht mehr sprechen. Die Zeiten, in denen er bei halbwegs klarem Tagesbewusstsein war, wurden immer seltener und kürzer.

Nur manchmal – wenn er etwas wollte – gab er noch Laute von sich, die bisweilen dem leisen Heulen eines Wolfes glichen.

Freitag, 12. September 2003

Eines Abends saßen Frau Peters und ich wieder nebenan in der Küche, und sie erzählte erneut von ihrem Leid aus ihrer Ehe. Während dieser Zeit wurde ihr Mann sehr unruhig. Immer wieder schau-

te sie ganz besorgt nach ihm, um zu sehen, was los sei. Aber sie konnte beim besten Willen nicht erkennen, was er wollte oder brauchte. Das ging so mindestens eine halbe Stunde.

Irgendwann bekam ich den Eindruck, dass seine Unruhe und sein Unbehagen mit Frau Peters Erzählungen zu tun hatten. Ich äußerte diese Vermutung. Frau Peters war sehr überrascht, da sie glaubte, dass ihr Mann nicht mehr viel mitbekommen würde.

Ich sagte ihr: »Verstorbene können das, was ihre Angehörigen denken oder fühlen, durchaus mitbekommen, auch wenn das für Sie jetzt seltsam klingen mag. Das Gleiche gilt auch für Sterbende, die schon ganz nah an der Pforte des Todes stehen. Sie sind mit ihrem Bewusstsein schon mehr in der geistigen Welt als in der Erdenwelt. Ihre Seele hat sich schon ein wenig aus der physischen Organisation gelöst.«

Da Frau Peters viel von seinen Verfehlungen gesprochen hatte, konnte ich mir gut vorstellen, dass seine Unruhe dadurch bedingt war. Er hatte es also vielleicht mitbekommen und wurde jetzt womöglich von seiner Schuld, die er in gesunden Tagen immer verdrängt oder gar nicht als Schuld erkannt hatte, gequält.

Ich machte Frau Peters einen Vorschlag: »Vielleicht können Sie ja einmal, wenn Sie mit Ihrem Mann allein in der Wohnung sind, sich an sein Bett setzen und ihm ganz ruhig und sachlich sagen, was er Ihnen alles zugefügt hat und wie sehr Sie darunter gelitten haben. Es wäre sowohl für Ihren Mann als auch für Sie sehr förderlich, gemeinsam auf diese unschönen Begebenheiten zu schauen.«

Frau Peters sagte erst nichts und schien recht skeptisch zu sein. Dann nickte sie leicht und bat, dieses Gespräch in meinem Beisein führen zu dürfen.

Zwar war ich der Meinung, dass ein Vieraugengespräch empfehlenswert sei, stimmte aber letztlich zu, da ich den Eindruck hatte, dass ihr allein dazu der Mut und die Kraft gefehlt haben.

So gingen wir ins Wohnzimmer an sein Bett. Sie setzte sich aufs Bett, ich blieb stehen.

Herr Peters hatte die Augen geschlossen und war immer noch ein wenig unruhig.

Dann begann Frau Peters in eindrucksvoller Weise, ohne Wut, Zorn oder Hass, ihrem Mann zu sagen, was er ihr alles angetan hatte – körperlich und vor allem auch seelisch.

Er wurde sehr unruhig, bis Frau Peters, nachdem sie sich alles von der Seele geredet hatte, aus einer spürbar tiefen Überzeugung heraus sagte: »Ich verzeihe dir.«

Es war ein zutiefst beeindruckender Moment, der mich sehr berührte und bewegte. Frau Peters hatte die Worte nicht einfach so dahingesagt, sondern sie hatte sich durchgerungen, ihrem Mann ganz ehrlich und aus tiefstem Herzen zu verzeihen.

Von diesem Tag an war Herr Peters ruhiger als je zuvor. Manchmal konnte man den Eindruck haben, dass er verstorben sei. Erst wenn man genau hinsah, konnte man die äußerst ruhige, flache Atmung noch wahrnehmen.

Dieser Abend hatte vieles verändert.

Sonntag, 14. September 2003

Als ich am späten Nachmittag dieses Tages im Hause Peters ankam, begrüßte mich Frau Peters mit den Worten: »Hallo Frau Fink, Sie kommen genau richtig!«

Sie hatte am Vortag den katholischen Priester ihrer Pfarrei gebeten, ihrem Mann das Sakrament der Letzten Ölung zu spenden.

In einer halben Stunde sollte es so weit sein.

Die ganze Familie war schon versammelt. Ich lernte nun auch ihren zweiten Sohn mit seiner Frau, zu denen Frau Peters kein sehr enges Verhältnis hatte, und deren zwei Kinder kennen. Auch zwei Nachbarn kamen ein bisschen später hinzu.

Der Priester kam pünktlich und führte die Zeremonie durch.

Nach dem Empfang des Sakramentes wurde Herr Peters für wenige Stunden etwas regsamer und atmete wieder wesentlich deutlicher.

Das Verhalten der beiden Nachbarn habe ich heute noch gut vor Augen. Während der Zeremonie standen sie weit vom Bett entfernt, als würden sie nicht dazugehören. Anschließend traten sie mit sichtbarem Widerwillen zu Herrn Peters und verabschiedeten sich so, wie man es bei einem Kranken macht, der in Kürze wieder zu alter Stärke und Gesundheit zurückfinden wird.

»Das wird schon wieder! Du weißt ja, Unkraut vergeht nicht!«, sagte der eine. Der andere klopfte ihm kumpelhaft auf die Schulter und meinte: »Bis zum Oktoberfest bist du wieder auf den Beinen!«

Wie ich häufig erleben konnte, gibt es leider wirklich viele Menschen, die, wenn sie an das Bett eines Sterbenden treten, nicht wissen, wie sie mit der Situation umgehen und was sie sagen sollen. Häufig ist es ihrer Ohnmacht und Hilflosigkeit – manchmal aber auch ihrer Dummheit – geschuldet, wenn sie dann glauben, den Sterbenden mit banalem Geschwätz aufmuntern oder ihm gar die völlig unrealistische Hoffnung auf eine Genesung machen zu müssen. Das ist für die meisten Sterbenden, die ihre Situation bereits angenommen haben, schwer zu ertragen. Einem Sterbenden ist es eine Wohltat, wenn er erkennen kann, dass andere das, was er selbst längst akzeptiert hat, auch akzeptieren können und sich entsprechend verhalten.

Den Eindruck, dass Herr Peters seine Lage richtig eingeschätzt und auch angenommen hatte, konnte ich durchaus gewinnen.

Montag, 15. September 2003

Da ich Urlaub hatte, konnte ich die Familie Peters jetzt täglich aufsuchen und auch jeweils so lange bleiben, wie es erforderlich war.

Seitdem Herr Peters das Pflegebett bekommen hatte, schlief seine Frau immer neben ihm auf der Couch. Sie hatte Angst, ihn vom Schlafzimmer aus nicht hören zu können, wenn nachts etwas sein sollte. Auf dieser Couch schlief sie sehr schlecht und nie wirklich tief, um notfalls sofort wach zu sein.

So bot ich Frau Peters an diesem Morgen an, Nachtwache bei ihrem Mann zu halten, damit sie wieder einmal in ihrem Bett beruhigt durchschlafen könnte.

Dankend nahm sie mein Angebot an, sagte jedoch, dass ihr schon wenige Stunden ungestörten Schlafes reichen würden. Wir vereinbarten, uns die Nachtwache zu teilen.

Nachdem wir uns noch ein wenig unterhalten hatten, ging ich nach Hause.

Als ich am frühen Abend wiederkam, saß die Familie zusammen mit ein paar Freunden in der Küche.

Es herrschte eine angenehme und erstaunlich gelöste Atmosphäre. Man sprach vor allem über den Sterbenden. Jeder aus der Runde erzählte von bestimmten Erlebnissen, die ihn mit Herrn Peters verbanden. Manchmal wurde gelacht, manchmal wurde geweint. Es erinnerte mich ein bisschen an den Leichenschmaus im Hause Konietzka, von dem ich ja schon an anderer Stelle berichtet habe.

Gegen 22 Uhr löste sich die Runde auf. Frau Peters nahm eine Schlaftablette, um dadurch ein paar Stunden möglichst tief schlafen zu können.

Vorher vereinbarten wir noch unter vier Augen, wie ich mich verhalten sollte, falls ihr Mann während der Zeit, in der ich Wache halte, versterben sollte.

Es ist immer gut, vor einer ersten Nachtwache die Vorgehensweise mit den Angehörigen zu klären. Hier haben verschiedene Menschen verschiedene Wünsche.

Die einen vertreten die Meinung, wenn der Betroffene ohnehin schon tot sei, könne man auch noch weiterschlafen, zumal dann

nichts eilt. Andere wollen am liebsten im Augenblick des Todes anwesend sein.

Frau Peters Wunsch war: »Wenn Sie den Eindruck haben, dass es jeden Moment so weit sein kann, wecken Sie mich bitte, aber nicht um den Preis, dass er dann bei Eintritt des Todes allein ist, weil Sie mich gerade noch aufwecken, was aufgrund der Wirkung der Schlaftablette etwas dauern dürfte.«

Frau Peters ging zu Bett, und es war ganz still im Haus – totenstill.

Ich setzte mich zunächst ein bisschen näher an Herrn Peters Bett und sprach einige Gebete und Bitten für ihn. Anschließend las ich noch aus dem Neuen Testament vor.

Da er es nie wollte, dass ich die ganze Zeit bei ihm war, versuchte ich auch jetzt, diesen Wunsch weiterhin zu respektieren. Ich nahm mehr Abstand ein und begann ein wenig zu stricken. Die einzigen Geräusche im Raum waren das regelmäßige automatische Aufpumpen der Dekubitus-Matratze und das Ticken der Wanduhr.

Die Atmung von Herrn Peters war so flach, dass sie unhörbar war. So blieb es auch die gesamte Zeit.

Als ich wie abgesprochen Frau Peters um vier Uhr weckte, war sie erstaunlicherweise sofort hellwach. Die wenigen Stunden ungestörten und unbesorgten Schlafes hatten ihr sehr gut getan.

Bevor ich heimging, verabredeten wir, es am Abend des nächsten Tages wieder genauso zu handhaben.

Mittwoch und Donnerstag, 17. und 18. September 2003

Alles begann wie zwei Abende zuvor. Die Familie saß in der Küche beim Abendbrot. Ich setzte mich dazu, und wir unterhielten uns ein oder zwei Stunden. Es gab im Grunde nichts Neues zu berichten.

Ab etwa 22:30 Uhr war ich alleine mit Herrn Peters. Ich betete für ihn und las ihm wieder aus dem Neuen Testament vor. Anschlie-

ßend packte ich mein Strickzeug aus. Es hatte den Anschein, als ob sich die erste Nachtwache wiederholen würde.

Von den durch die Matratze sowie die Wanduhr verursachten Geräuschen abgesehen war es ganz still. Um circa 23:45 änderte sich das jedoch sehr schnell.

Plötzlich war die Atmung von Herrn Peters deutlich hörbar. Auch wenn die Atemzüge immer noch mit geringer Frequenz erfolgten, so waren sie viel tiefer als zuvor, aber immer wieder von längeren Pausen unterbrochen. Diese Form der Atmung bezeichnet man als »Schnappatmung«, da wirklich der Eindruck entsteht, dass der Betreffende bei seinen wenigen Atemzügen regelrecht nach Luft schnappt.

Eine Schnappatmung *kann* ein Anzeichen dafür sein, dass der Tod jetzt bald eintritt.

Ich ging nun an sein Bett und berührte ihn leicht an der Schulter. Er sollte merken, dass er nicht alleine war, und ich versuchte, etwas beruhigend auf ihn einzureden. Auch ein Mensch, der nicht mehr bei Bewusstsein ist, kann das mitbekommen. Er bekommt sogar viel mehr mit als die meisten Menschen ahnen.

Die Atempausen wurden immer größer. Dann glaubte ich, mir sicher zu sein, dass Herr Peters soeben seinen letzten Atemzug gemacht hätte – er war sehr tief und laut, und ihm folgte eine besonders lange Pause.

Doch er atmete nach gefühlten Minuten weiter.

Einen Moment überlegte ich, ob ich seine Frau wecken sollte. Doch ich entschloss mich, bei ihrem Mann zu bleiben, da es jetzt wirklich jeden Augenblick so weit sein konnte. Schließlich wollte sie ja nicht, dass ihr Mann alleine ist, wenn er die Schwelle des Todes überschreitet.

Dann – wenige Minuten später – machte Herr Peters seinen letzten Atemzug. Um 23:55 Uhr ging er sehr ruhig und friedlich durch die Pforte des Todes.

In jenem Moment herrschten eine höchst eigenartige Stimmung und Atmosphäre in dem Raum, die ich nur schwer beschreiben kann. Ich empfand diese als äußerst angenehm, friedvoll, aber irgendwie auch sehr dicht. Ich war mir sicher, dass viele geistige Wesen – Engelwesen und die Seelen mancher Verstorbener – anwesend waren, die Herrn Peters auf seinen neuen Weg geleiten wollten.

Dass das kein Ammenmärchen, sondern eine verallgemeinerbare Tatsache ist, wusste ich aus der Anthroposophie. Dass es in diesem konkreten Fall auch so war, spürte ich überdeutlich.

Viele Zeitgenossen glauben, dass der Todesmoment furchterregend oder gar gruselig sei. In Wahrheit ist im Allgemeinen das Gegenteil der Fall: Es ist vielmehr ein unbeschreiblich erhabener Moment, ein großer feierlicher Augenblick.

Obwohl sich an meiner *äußerlichen* Wahrnehmung nichts veränderte, konnte ich sofort gewahr werden, dass seine Seele aus seinem Leib gewichen war und nur noch die sterbliche physische Hülle als Leichnam zurückgelassen hatte.

Nach wenigen Minuten war diese besondere und großartige Stimmung vorüber.

Nachdem ich noch eine kurze Weile ganz still an seinem Totenbett verweilt und ein Gebet gesprochen hatte, ging es jetzt darum, ein paar ganz »praktische Dinge« zu regeln.

Zunächst bettete ich seinen Leichnam ein wenig würdevoller. Ich deckte ihn ordentlich zu, faltete seine Hände und legte sie auf die Bettdecke. Die Augen waren ohnehin schon seit Stunden geschlossen.

Dann steckte ich die Pumpe der Matratze sowie die Infusionsschläuche ab und schaffte alle medizinischen Apparaturen samt Zubehör fort.

Nun ging ich zu Frau Peters ins Schlafzimmer und weckte sie. Sie war noch etwas benommen. Erst als ich ihr behutsam sagte, dass ...

Wenn man nur wüsste ...

Einer meiner Einsätze im Jahre 2009 führte mich mal wieder in das Seniorenheim, in dem ich meine allererste Begleitung hatte.

Die Patientin war die 92 Jahre alte Hermine Langer. Sie war verwitwet und evangelisch. Frau Langer litt an einer altersbedingten multiplen Organschwäche. Bis vor wenigen Jahren lebte sie noch bei ihrer jüngsten Tochter. Nach Aussage unseres Palliativarztes, Dr. Koch, der sie schon seit Wochen betreute, konnte mit ihrem Ableben nahezu täglich gerechnet werden.

Samstag, 8. August 2009

Am frühen Nachmittag machte ich mich auf den Weg.

Als ich ihr Zimmer betrat, hatte Frau Langer gerade Besuch von ihrer Tochter, die um die Begleitung gebeten hatte.

Ich begrüßte die beiden Damen und stellte mich ihnen vor.

Die Tochter sagte: »Schön, dass Sie da sind, Frau Fink. Meiner Mutter geht es heute recht gut. Es ist ihr immer sehr lieb, wenn jemand bei ihr ist. Ich werde Sie jetzt mit ihr allein lassen.«

Dann verabschiedete sie sich erst von ihrer Mutter, dann von mir.

Frau Langer war ihr hohes Alter anzusehen. Ihr Gesicht war extrem faltig und knittrig. Ihre langen schneeweißen Haare waren zu einem Zopf geflochten. In einer Hand hielt sie einen Rosenkranz mit weißen Perlen.

Zunächst stellte ich ihr zum Warmwerden und zur Auflockerung ein paar eher belanglose Fragen, die sie alle gerne und recht ausführlich beantwortete.

Wie ich längst wusste und auch immer wieder erleben durfte, haben viele Sterbende, die noch bei Bewusstsein sind und noch sprechen können, ein großes Bedürfnis, über ihr Leben, das sich nun langsam dem Ende zuneigt, zu erzählen.

Natürlich gibt es auch gesunde Menschen – namentlich ältere –, die gerne aus ihrem Leben schildern. Aber bei ihnen ist es eigentlich nie so, dass sie quasi ihre komplette Biografie darlegen und in diesem Zuge auch über sehr persönliche, ja intime Dinge sprechen.

Man darf annehmen, dass Sterbende in ihren Seelentiefen eine Ahnung haben, dass sie auch nach dem Tod auf ihr komplettes Erdenleben ›schauen‹ und es in gewisser Weise noch einmal ›durchlaufen‹. Möglicherweise wollen sie sich durch ihre Schilderungen darauf ein wenig vorbereiten. Daher sollte man als Begleiter die Patienten unbedingt erzählen lassen und sie gegebenenfalls sogar dazu ermuntern.

Bei Frau Langer war dieses Bedürfnis auch sehr groß. Schon nach nur wenigen Minuten begann sie mit ihrer Lebensschilderung, ohne dass ich das durch eine entsprechende Frage provoziert hätte.

Nach einer knappen Stunde konnte ich mir dann ein ganz gutes Bild von ihr machen.

Frau Langer stammte ursprünglich aus Norddeutschland, wo sie auf dem elterlichen Bauernhof aufwuchs. Ihre Kindheit und Jugend waren sehr beschwerlich. Sie musste auf dem Hof hart arbeiten und bekam als ›Lohn‹ mehr Prügel als zu essen.

Nach dem Krieg lernte sie ihren Mann kennen, der einen Hof in Süddeutschland hatte. Nach der Heirat zog sie zu ihm.

Obwohl sie zu diesem Zeitpunkt schon etwas über dreißig Jahre alt war und auch auf dem kleinen Hof sehr viel und sehr schwer arbeiten musste, brachte sie noch acht Kinder, sechs Mädchen und zwei Jungen, zur Welt. Drei ihrer Kinder starben schon sehr früh. Mittlerweile lebten nur noch ihre jüngste Tochter, die ich gerade kennengelernt hatte, und ein Sohn.

Ihre Ehe beschrieb sie als »ganz in Ordnung«. Ihr Mann war vor knapp zwanzig Jahren verstorben.

Bevor sie ins Heim ging, lebte sie gut zehn Jahre bei ihrer Tochter.

»Sie können ja wirklich auf ein sehr bewegtes und erfülltes Leben zurückschauen«, sagte ich.

»Ja, das ist wohl wahr. Sehr schade ist allerdings, dass nur noch zwei meiner Kinder leben. Aber dafür habe ich elf Enkel und sechs – oder sind es sogar sieben – Urenkel. Leider wohnen die meisten in Norddeutschland, so dass ich sie nur alle paar Jahre mal zu sehen kriege.«

Ich war angenehm überrascht, wie klar ihr Verstand noch war und wie verhältnismäßig flüssig sie redete.

Als ich den Eindruck gewann, dass ihr das Sprechen immer schwerer fiel und sie auch offensichtlich müde wurde, verabschiedete ich mich von ihr und versprach, bald wiederzukommen.

Dienstag, 11. August 2009

Seit meinem ersten Besuch kam mir immer wieder einmal der Gedanke: »Irgendetwas hat da nicht gestimmt!« Aber ich kam nicht darauf, um was es sich gehandelt haben könnte.

Als ich an diesem Tag Frau Langer begrüßte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Es war der Rosenkranz, den sie wieder in ihrer Hand hielt!

Etwas später wollte ich es genauer wissen: »Ich bewundere gerade Ihren schönen Rosenkranz. Allerdings bin ich etwas irritiert. Sie sind doch evangelisch, und einen Rosenkranz haben und beten doch nur die Katholiken.«

Sie lachte und meinte: »Das ist schon richtig. Ich bete ihn ja nicht. Ich wüsste nicht einmal, wie man ihn genau betet. Den Rosenkranz hat mir vor langer, langer Zeit mein Großvater vererbt. Er

war katholisch. Diese wunderschöne Perlenkette habe ich immer in Ehren gehalten, weil sie mich an meinen Großvater erinnert. Außerdem gefällt mir dieser Rosenkranz. Er ist mein Handschmeichler. Er gibt mir innere Ruhe.«

In der Tat hatte Frau Langer bei jedem meiner Besuche ihren Rosenkranz häufig in den Händen und spielte ein wenig damit herum.

Nun lenkte ich das Gespräch auf ernstere Themen: »Wie schätzen Sie Ihre Situation ein, Frau Langer? Wie kommen Sie mit ihr zurecht? Kann ich irgendetwas für Sie tun?«

»Was soll ich sagen – damit, dass ich meinen Geburtstag in sechs Wochen nicht mehr feiern kann, habe ich mich längst abgefunden. Irgendwann muss schließlich jeder gehen.«

»Haben Sie Angst vor dem Tod?«, fragte ich.

Sie schwieg eine Weile, in der sie spürbar nach einer Antwort rang: »Wenn man nur wüsste...«

»Was meinen Sie? Wenn man *was* nur wüsste?«

»Ja, wenn man wüsste, ob da was ist.«

Nun wurde ganz deutlich, dass sie Zweifel hatte, ob es ein Leben nach dem Tod gibt.

Nach meiner festen Überzeugung ist es von elementarer Bedeutung, dass ein Mensch weiß oder zumindest felsenfest glaubt, dass seine Existenz *nicht* durch den Tod ausgelöscht wird. Er sollte sogar zumindest in etwa wissen, was ihn nach seinem Tod in den höheren Welten erwartet. Andernfalls wird er in der ersten Zeit, nachdem er die Schwelle des Todes überschritten hat, ein sehr unorientiertes Leben führen, was zu großen Angstzuständen führen kann.

Natürlich sah ich ein, dass es jetzt für Frau Langer nicht mehr möglich sein könnte, das nachzuholen, was sie bisher offensichtlich versäumt hatte.

Ich nahm mir vor, ihr wenigstens zu versichern, dass es ein nachtodliches Leben gibt, und so sagte ich: »Vermutlich wird es mir

nicht gelingen, Ihre Zweifel zu zerstreuen. Aber für mich ist es noch sicherer als das Amen in der Kirche, dass es ein Leben nach dem Tod gibt.«

Frau Langer schaute mich schweigend an. Dann sagte sie: »Ja, wenn man nur wüsste, *was da ist*.«

Sie hatte jetzt wohl die Möglichkeit, dass es nach dem Tod weitergeht, in Erwägung gezogen, konnte sich aber wie so viele Menschen über ein solches Leben keine Vorstellungen bilden.

Das Leben in den höheren Welten ist – wie man insbesondere der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners entnehmen kann – so radikal verschieden zu dem Erdenleben, so überraschend anders als alles, was man aus seinem jetzigen Leben kennt, dass es schwer fällt, es in Worte einer Sprache zu gießen. Es bedarf dazu einer intensiven Beschäftigung mit diesem Thema, um es einigermaßen verstehen zu können.

Ich bemühte mich nun, Frau Langer zumindest ein paar elementare Aspekte anzudeuten.

»Wenn Sie sterben, wird Ihr Schutzengel Sie sicher über die Schwelle geleiten und in die geistige Welt führen. Dann werden Sie schon bald Ihre verstorbenen Verwandten, also Ihre Eltern, Großeltern, Ihren Mann und Ihre bereits verstorbenen Kinder wieder treffen.«

Sie schaute mich mit großen Augen an und sagte: »Das kann doch nicht sein! Die sind doch schon alle tot.«

»Wenn Sie einmal annehmen, dass *Sie* nach Ihrem Tod weiterleben, müssen Sie doch wohl davon ausgehen, dass Ihre verstorbenen Familienmitglieder auch weiterleben. Ein Leben nach dem Tod ist ja kein Privileg weniger Menschen.«

Der Gedanke, dass es ein Leben nach dem Tod gibt und wie man sich dieses vorstellen kann, schien sie ein wenig zu überfordern. Da sie auch kein sichtliches Interesse mehr an diesem Thema zu haben schien, wollte ich sie nicht weiter damit behelligen.

Bevor wir uns verabschiedeten, erzählte sie mir noch Näheres über ihre jüngste Tochter, die ich ja kurz kennenlernen konnte.

Donnerstag, 13. August 2009

An diesem Tag war Frau Langers Tochter wieder zu Besuch. Mir wurde sofort gewahr, dass irgendetwas nicht stimmte.

Frau Langer machte einen sehr unruhigen Eindruck. Sie fuchtelte mit den Händen herum und zeigte immer wieder zur Decke. Meine Anwesenheit schien sie gar nicht mitbekommen zu haben.

Ihre Tochter bat mich auf ein Gespräch in den Aufenthaltsraum. Sie machte einen sehr besorgten und verunsicherten Eindruck.

»So geht das schon, seit ich vor zwei Stunden gekommen bin. Sie ist zeitweise gar nicht ansprechbar und schaut durch mich hindurch, wie wenn ich Luft wäre. Dann blickt sie häufig zur Decke oder zum Fenster und flüstert, als ob sie sich mit jemandem unterhalten würde. Gestern war das auch schon so.«

»Das ist überhaupt kein Grund, beunruhigt zu sein! Das ist nichts Ungewöhnliches. Viele Sterbende leben schon Tage, manchmal sogar Wochen vor dem Tod in einer anderen Erfahrungswelt. Ihr Bewusstsein ist – zumindest phasenweise – mehr auf die jenseitige als auf die irdische Welt fokussiert. Somit erleben sie dann ganz real schon einiges von dem, was nach dem Tod ganz selbstverständlich ist: Sie können bereits verstorbene Familienangehörige und Freunde wahrnehmen. Manchmal ist es so, dass diese ihnen zuwinken und sie quasi abholen wollen. Ich möchte Ihnen raten, Ihre Mutter bei diesen Erlebnissen nicht zu stören«, versuchte ich sie zu beruhigen.

Dann gingen wir ins Zimmer zurück. Frau Langer war jetzt wieder in ihrem normalen Tagesbewusstsein und erkannte uns. Sie begrüßte mich sehr freundlich.

Wir unterhielten uns noch eine Weile, bis ihr vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Samstag, 15. August 2009

Zeitgleich mit Frau Langers Tochter kam ich am Seniorenheim an. Wir trafen uns schon auf dem Parkplatz.

Sie sagte, dass sie in den letzten zwei Tagen nicht dazu gekommen sei, ihre Mutter zu besuchen und dass sie jetzt sehr aufgeregt sei, was sie heute erwarte.

Frau Langer lag wach im Bett und spielte – wie so oft – mit ihrem zum Handschmeichler degradierten Rosenkranz.

Nach der Begrüßung beantwortete sie unsere Fragen nach ihrem Befinden und ob sie einen besonderen Wunsch habe mit »Danke, gut!« und »Nein danke! Ich brauche nichts.«

Dann döste sie etwas ein. Ihre Tochter und ich blieben an ihrem Bett sitzen und unterhielten uns leise.

Nach etwa einer halben Stunde wurde Frau Langer sehr unruhig. Sie legte ihren Rosenkranz beiseite und wälzte sich in ihrem Bett hin und her, wie ich das bei ihr noch nie erlebt hatte.

Dann sagte sie plötzlich: »Ich muss mich jetzt fertig machen. Ich muss jetzt gehen. Der Heinrich holt mich gleich ab. Er will mich mitnehmen.« Während sie diese Sätze sprach, schien sie zu versuchen, aus dem Bett aufzustehen, was ihr natürlich nicht mehr gelang.

Nachdem wir einige Minuten besänftigend auf sie eingewirkt hatten, kam sie wieder zur Ruhe und döste ein.

Auch dieses auf den ersten Blick höchst seltsame Verhalten ist ein recht sicheres Indiz dafür, dass der Sterbende fühlt, dass es jetzt langsam so weit ist, dass er durch die Todespforte schreiten wird.

Die Mediziner bezeichnen den Eintritt des Todes als »Exitus«, was man mit »Ausgang« oder »Hinausgehen« übersetzen kann. Im Bewusstsein des Sterbenden ist fest verankert, dass es eines Willensaktes bedarf, um hinausgehen, um etwas verlassen zu können. Das möchte er nun – natürlich unbewusst – geradezu körperlich unterstützen, indem er aus seinem Bett aufzustehen versucht. Er weiß, dass der Übergang in eine andere Daseinsebene kurz bevorsteht. In seinem Tagesbewusstsein tritt dieses Wissen in einer verschleierte Form auf. Dieses hüllt den Übergang in ein Bild, wie er es aus seinem Erdenleben kennt, zum Beispiel in das, von einem Menschen abgeholt zu werden, zu verreisen oder nach Hause zu gehen.

Ich versuchte, das mit einigen Worten ihrer Tochter zu erläutern. Ob sie es verstehen konnte oder wollte, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls wirkte sie ein wenig erleichtert.

Dann sagte ich noch: »Also, ich bin weder Ärztin noch vermag ich hellzusehen. Aber die Indizien der letzten Tage sprechen eine deutliche Sprache. Meines Erachtens steht Ihre Mutter schon sehr, sehr nahe an der Schwelle des Todes.«

Dann bot ich ihr noch an, eine Nachtwache zu halten. Sie bedankte sich und meinte, das sei nicht nötig. Sie wolle sich in der kommenden Nacht mit ihren Töchtern am Bett ihrer Mutter abwechseln.

In dem recht sicheren Gefühl ...

Das Gelübde

Schon wenige Monate, nachdem ich die sehr beeindruckende Frau Merz begleiten durfte, lernte ich in meiner nächsten Begleitung wieder einen höchst außergewöhnlichen und bemerkenswerten Menschen kennen, dessen Schicksal mich tief berührte und dessen Art, damit umzugehen, mich sehr ergriff.

Beiden gemein war, dass sie ihre Situation äußerst realistisch einschätzten und ihrem Tod mit innerer Ruhe und Zuversicht und ohne auch nur den geringsten Anflug von Angst entgegensahen.

Während Frau Merz ihre Kraft und Stärke aus dem Wissen über die Reinkarnations- und Karmalehre zog, konnte Herr Anton Husarek seine Geduld und Gelassenheit seinem Schicksal gegenüber aus seinem katholischen Glauben ziehen, was mich keineswegs minder beeindruckte.

Es war gerade Frühling geworden, als mich die Anfrage für diese Begleitung erreichte. Als Vorabinformation wurde mir mitgeteilt, dass Herr Husarek 69 Jahre alt und seit elf Jahren Witwer war.

Bis vor einigen Monaten lebte er noch bei sich daheim und konnte sich mit Unterstützung seiner Tochter weitestgehend selbst versorgen. Als das nicht mehr möglich war, musste er in ein Pflegeheim.

Herr Husarek litt an Polyneuropathie, einer Krankheit des peripheren Nervensystems, die bei ihm in einer besonders stark ausgeprägten Form auftrat. Schleichend hatte sie sich über die Jahre entwickelt und nun dazu geführt, dass sein gesamter Körper mehr oder weniger gelähmt war. Außerdem plagten ihn immens viele Missempfindungen und teilweise heftige Schmerzen. Er konnte nur noch den Kopf etwas drehen, die Augen bewegen und sprechen. Wie ein Gefangener seines physischen Leibes verbrachte er seine letzten Lebensmonate.

Samstag, 29. März 2014

An diesem Tag betrat ich erstmals das mir zuvor nicht bekannte Pflegeheim. Ich suchte die Stationsleiterin auf, um mich ihr vorzustellen. Sie saß in ihrem Büro und machte gerade zusammen mit einem Pfleger und einer Pflegerin eine kleine Kaffeepause.

Als sie hörten, dass ich Herrn Husarek besuchen wollte, schienen sich alle sehr zu freuen. Schon ihrer Mimik und Gestik konnte ich entnehmen, dass sie den Patienten überaus schätzten.

Die Stationsleiterin fragte, ob ich einen Moment Zeit habe, sie wolle mir etwas über Herrn Husarek berichten.

Dann erzählte sie: »Herr Husarek liegt zurzeit alleine in einem Zweibettzimmer. Bis vor drei Tagen hatte er noch einen Mitbewohner. Dieser war aber so verwirrt, dass er Herrn Husarek mehrmals tätlich angegriffen hat. Und der arme Kerl kann sich ja nicht wehren! Daher mussten wir die beiden trennen. Es wäre schon wichtig, einen geeigneten Mitbewohner für ihn zu finden, weil er ja nicht einmal die Klingel drücken kann. Erst recht kann er sich ohne Hilfe nichts zum Trinken nehmen. Wir haben aber noch keinen passenden Patienten gefunden. Daher haben wir ihm vorgestern ein Babyphone auf seinen Nachttisch gestellt.«

Ich bedankte mich für die Informationen und ließ mir die Zimmernummer sagen.

Übrigens, wie ich später erfuhr, hat Herr Husarek nicht ein einziges Mal von dem Babyphone Gebrauch gemacht. Er wartete immer geduldig, bis ein Pfleger kam, um ihm beispielsweise etwas zu trinken zu geben.

Oft ist es zu erleben, dass Menschen in einer ähnlichen Situation aus unterschiedlichen Gründen sehr fordernd sind, sowohl dem Personal als auch den Besuchern gegenüber. Herr Husarek war dies nie. Er trug alles mit einer Würde, Gelassenheit und Zuversicht, die

selbst das Personal tief beeindruckte. Gerade weil er trotz seiner extremen Hilflosigkeit nicht fordernd war, war es ihnen ein besonderes Anliegen, möglichst häufig nach ihm zu sehen. Nie hatte er sich beschwert, dass sich keiner um ihn kümmere oder dass so lange niemand nach ihm gesehen habe.

Als ich nun sein Zimmer betrat, fiel mir sofort auf, dass hier etwas anders war, als ich das von vielen anderen Patientenzimmern gewohnt war: Es war die Stille, die angenehm ruhige Atmosphäre, die hier herrschte. Oft dudelt in den Zimmern von Altenheimen, Pflegeheimen oder Krankenhäusern fast den ganzen Tag der Fernseher oder das Radio. Vielen Patienten ist das lieb, weil sie sich dadurch nicht so allein und einsam fühlen. Ich habe sogar schon mitbekommen, dass eine Pflegerin morgens ins Zimmer kommt, um dem Patienten Frühstück oder Medikamente zu bringen, und dann, ohne zu fragen, den Fernseher einschaltet.

Ebenfalls ungewöhnlich war, dass man beim Betreten des Zimmers auf das Kopfende des Bettes zuing. Meistens sind die Betten so ausgerichtet, dass die Bewohner zur Tür sehen können. Herr Husarek wollte das nicht, da es ihm wichtiger war, aus dem Fenster schauen und in den herrlichen Frühlingshimmel blicken zu können.

So trat ich also erstmals an sein Bett und sah, dass er die Augen geschlossen hatte. Sein Gesicht war schon ein wenig eingefallen und von seinem Leiden gezeichnet. Aber sein Gesichtsausdruck war nur mit einem Wort zu bezeichnen: selig.

Ein leises Lächeln lag auf seinen Lippen, und es hatte den Anschein, als würde er schon in eine andere Welt blicken.

Ganz still blieb ich eine Weile an seinem Bett stehen. Ich wollte Herrn Husarek nicht wecken, sondern eine Zeit lang warten, bis er vielleicht selbst aufwachen würde. Dann öffnete er plötzlich die Augen.

Für einen Moment hielt ich inne. Diese überklaren, großen und glänzenden Augen passten nicht zu dem Gesicht eines älteren und

schwerkranken Menschen. Sie blickten mich freudig und neugierig zugleich an. Er war wach und erwartete, dass ich etwas sage.

Ich war aber noch derart von diesen Augen, von der friedvollen und ruhigen Stimmung, die in dem Raum zu spüren war, sowie von dem, was die Stationsleiterin mir über ihn geschildert hatte, fasziniert, dass es mir die Sprache verschlug, was bei mir äußerst selten vorkommt.

Nach einigen Sekunden sagte, nein stammelte ich: »Grüß Gott, Herr Husarek. Ich bin Julia Fink vom Hospizverein, bei dem Sie um Unterstützung gebeten haben.«

Ohne den Blick von mir abzuwenden, begrüßte er mich überaus freundlich und sagte, dass er mich schon erwartet habe.

Da Herr Husarek sich ja selbst nicht mehr bewegen konnte und regelmäßig vom Pflegepersonal gelagert werden musste, war sein Bett zum besseren Arbeiten sehr hoch eingestellt. Sogleich bat mich Herr Husarek, nachdem er mir einen Stuhl angeboten hatte, dass ich sein Bett herunterfahre, damit wir unser Gespräch auf Augenhöhe führen könnten. Als Nächstes ersuchte er mich, das Babyphone auszuschalten, da unsere Gespräche doch nicht unbedingt vom Pflegepersonal mitgehört werden sollten. Nachdem dies geschehen war, sahen wir uns eine Zeit lang einfach nur an, jeder mit dem Gefühl, dass es zwischen uns passte.

Wie so vielen Menschen, die im Sterben liegen, war es auch Herrn Husarek ein großes Bedürfnis, aus seinem Leben zu erzählen. Er schilderte mir auch viele sehr persönliche, ja intime Erlebnisse. Hierbei war ganz deutlich zu spüren, dass er nicht übertreibt oder irgendetwas beschönigt. Seine Erzählungen waren sehr sachlich und selbstkritisch.

Die Art, wie er sprach, war sehr angenehm. Seine Ausdrucksweise war recht geschliffen, fast druckreif. Es war eines der wenigen Male, dass ich einem Patienten bei seiner ›Lebensrückschau‹ mit höchstem Interesse und großer Freude und Anteilnahme lauschte.

Er charakterisierte sich selbst als einen Eigenbrötler, der es oft genossen habe, mit sich und seiner Gedankenwelt allein zu sein. Das Lesen von anspruchsvollen Büchern war eine seiner größten Leidenschaften. Auch liebte er es früher, stundenlang in den Wäldern, die sein kleines Heimatdorf umrahmen, spazieren zu gehen. Er war sehr naturverbunden und empfand in der Natur auch eine besondere Nähe zu seinem Gott, wie er mir anvertraute. Seine Frau und er lebten all die Jahre sehr zurückgezogen.

Mittwoch, 2. April 2014

An diesem Tag lag Herr Husarek wach in seinem Bett und schaute aus dem Fenster. Er freute sich sehr, dass ich ihn wieder besuchte.

Es gab zu Beginn meiner Besuche nie ein Abtasten, nie ein Plaudern über Banalitäten. Alles, was er sagte, war gut durchdacht und wohlformuliert.

Herr Husarek begann: »Darf ich Ihnen noch etwas über meine Frau erzählen?«

»Ja, sehr gerne«, sagte ich.

»Also, wir haben uns beim Tanzen kennengelernt. Es war Liebe auf den ersten Blick. Unsere Ehe war sehr, sehr harmonisch. Ich habe noch eine Tochter, die so ganz anders ist als ich. Religion und die Natur bedeuten ihr nichts. Auch fehlt ihr die Fähigkeit, sich mit sich selbst beschäftigen zu können. Sie sucht den Sinn des Lebens nur in der äußeren Welt und muss immer Trubel um sich haben. Ohne ihr Smartphone wäre sie aufgeschmissen. Wie so viele junge Menschen in der heutigen Zeit ist sie dauernd unterwegs. Schon mit achtzehn Jahren ist sie von zu Hause ausgezogen. Ich bin oft in mich gegangen und habe mich gefragt, ob ihre Art, ihr Leben zu gestalten, möglicherweise eine Folge meiner Erziehung ist. Aber ich bin mir im Grunde keiner Schuld bewusst. Mittlerweile ist es mir gelungen, ihre Lebensweise zu respektieren.«

Anschließend hielt er einige Minuten lang inne. Ich spürte, dass er jetzt noch etwas Intimes loswerden wollte.

Dann fuhr er fort: »Es ist jetzt ziemlich genau zwölf Jahre her, dass meine Frau schwer krank wurde. Sie war erst 53 Jahre alt. Die Krankheit schritt rasch voran. Meine Frau musste unglaublich viel leiden und ertragen. Als wir eines Abends in der Küche saßen, wurde sie wieder einmal von heftigsten Schmerzattacken gepeinigt. Ich nahm sie in meine Arme und hielt sie ganz fest. Dabei fiel mein Blick auf das Kreuz in unserem Herrgottswinkel. Ich schaute auf den leidenden Gottessohn und bat Gott: ›Bitte, o Gott, erlöse meine Frau von ihren Qualen und nimm sie auf in Dein Reich. Dann kannst Du mit mir machen, was Du willst!‹ Wenige Tage später hat Gott mein Flehen erhört. Meine Frau verstarb ganz ruhig und friedlich. – Es dauerte danach nicht lange, bis meine Krankheit begann.

Das war jetzt mein Teil des Abkommens!«

Wenngleich ich einem solchen Gelübde bzw. einem solchen Pakt mit der geistigen Welt eher kritisch gegenüberstehe, hat es mich doch sehr ergriffen.

Herr Husarek beeindruckte mich immer wieder in vielfacher Hinsicht. In erster Linie war es seine Glaubenskraft, die ich bewunderte. Er war ein Erz-Katholik in einem absolut positiven Sinn, überzeugt und sicher in seinem Glauben, ohne intolerant oder gar fanatisch zu sein.

Ich hatte schon sehr viele Menschen begleitet, die fest in ihrem katholischen Glauben standen oder zu stehen glaubten. Dennoch musste ich häufig feststellen, dass sie kurz vor ihrem Tod plötzlich große Angst bekamen und an einem Weiterleben nach dem Tod zweifelten.

Das war bei Herrn Husarek ganz anders. Er hatte ein so großartiges und bewundernswertes Gottvertrauen, dass er nicht ein einziges Mal Anzeichen von Angst oder Zweifel zeigte ...

Der Rest dieser Seite und die Seiten 212 – 237 sind in der Leseprobe nicht enthalten.

Der Tod kennt kein Alter

Meine nächste Begleitung, die meine allerletzte werden sollte, werde ich wohl nie vergessen, solange ich lebe. Die junge Dame, über die ich gleich schildern möchte, ist in einer so unfassbar beeindruckenden Art mit ihrem Schicksal und dem nahenden Tod umgegangen, dass einem vor Bewunderung die Tränen kommen könnten.

In der Zwischenzeit hatte sich das Personal in unserem Hospizverein stark verändert. Dr. Koch ist in den Ruhestand getreten und wurde durch die Palliativärztin Dr. Weisshaupt ersetzt. Zwei neue Krankenschwestern mit palliativer Zusatzausbildung hatten das Team ergänzt.

Frau Balhuber war im letzten Jahr gestorben. Dafür wurde nun Frau Mischke erste Einsatzleiterin. Ihre Stellvertreterin wurde Beate Dax.

Viele ehrenamtliche Hospizhelfer waren mittlerweile ausgeschieden. Einige waren gestorben, andere konnten sich aus Altersgründen nicht mehr dieser Aufgabe widmen. Wiederum andere hatten unterschiedliche persönliche Gründe.

Diese Lücke wurde aber durch die neu hinzugekommenen Helfer mehr als nur gefüllt.

Eines Abends rief mich Frau Mischke an und sagte: »Grüß dich, Julia! Hättest du Zeit für eine neue Begleitung?«

»Ja, die habe ich. Kannst du mir nähere Angaben machen?«

Dann führte Frau Mischke aus: »Es ist ein sehr tragischer Fall. Die Patientin – sie heißt übrigens Stefanie Roth – ist erst vor wenigen Tagen achtzehn Jahre alt geworden. Sie hat eine recht seltene Krebserkrankung. Die Chemotherapie hat sie abgebrochen. Sie wird von Frau Dr. Weisshaupt palliativ versorgt. Eine Heilung ist auszuschließen. Ihre Eltern, die sie daheim pflegen, sind ganz verzweifelt

und haben uns um Unterstützung gebeten. Vermutlich geht es eher darum, die Eltern, die sich sehr um ihr einziges Kind sorgen, zu betreuen.«

Ich sagte gleich zu und ließ mir die Adresse geben.

Freitag, 11. Mai 2018

An diesem Tag suchte ich Familie Roth erstmals auf. Sie wohnten in einem chicen Reiheneckhaus am Rand eines Ortes, der nicht weit von meinem Wohnort entfernt ist.

Frau Roth bat mich nach der Begrüßung gleich ins Wohnzimmer, in dem ihr Mann bereits auf der Couch saß. Wir setzten uns dazu.

Beide waren verweint und machten einen verzweifelten Eindruck. Zunächst erzählten sie mir noch ein wenig über ihre Tochter.

Sie besuchte ein humanistisches Gymnasium in einer nahe gelegenen Kleinstadt und war eine ausgezeichnete Schülerin, die in all den Jahren in keinem Fach jemals eine schlechtere Note als »gut« hatte. Sie war jetzt in der letzten Klasse. Ihr großer Wunsch war es, Astronomie zu studieren. Aufgrund ihrer Krankheit konnte sie seit drei Monaten nicht mehr zur Schule gehen. In vielerlei Hinsicht war sie ihren gleichaltrigen Mitschülern voraus, so dass sie mit ihnen auch nicht viel anfangen konnte und zu einer Einzelgängerin wurde.

Dann wechselten die Eltern sich dabei ab, über die aktuelle bedrückende Lage ihrer Tochter zu sprechen: »Stefanie ist so ein liebes und anständiges Mädchen. Sie hat doch diese Krankheit nicht verdient! Ich darf mir gar nicht vorstellen, dass sie womöglich sterben muss«, sagte die Mutter unter Tränen.

»Sie hätte auf gar keinen Fall die Chemotherapie abbrechen dürfen! Nur so hätte es eine Chance auf Heilung gegeben«, meinte der Vater.

Dann erfuhr ich noch, dass die Eltern darauf bestanden hatten, dass sich ihre Tochter einer Chemotherapie unterzieht. Das hat sie dann widerwillig auch ein paar Male über sich ergehen lassen. Aber jetzt – nachdem sie volljährig geworden war – hatte sie das Recht, über sich selbst zu entscheiden und lehnte jede weitere Therapie ab.

Dann sagte Frau Roth: »Vielleicht können Sie ja unserer Tochter ins Gewissen reden! Vielleicht hört sie ja auf Sie.«

Ihre große Sorge um ihre Tochter sowie ihre Hilflosigkeit konnte ich natürlich gut verstehen. Aber den Versuch, mich zu manipulieren, mich für ihre Zwecke zu instrumentalisieren, konnte ich nicht gutheißen. So sagte ich nur: »Ich werde mal mit Ihrer Tochter reden.«

Frau Roth führte mich ins Zimmer ihrer Tochter, die in einem Pflegebett lag.

Ihr Anblick hat mich sehr berührt: Obwohl sie als Nebenwirkung der Chemotherapie einen völlig kahlen Kopf hatte, den sie nicht mit einem Tuch oder einer Mütze verdeckte, lag da eine ausgesprochen hübsche – um nicht zu sagen – schöne junge Frau mit herrlichen smaragdgrünen Augen, die gerade in einem Buch las.

Ich stellte mich ihr vor: »Grüß Gott, Frau Roth. Ich bin Julia Fink vom Hospizverein. Wenn Sie es wünschen, komme ich Sie jetzt regelmäßig besuchen.«

Sie gab mir die Hand, lächelte mich ein wenig an und sagte: »Hallo, ich bin die Stefanie. Sie dürfen mich gern mit meinem Vornamen anreden und duzen.«

Danach herrschte für eine Weile Schweigen. Ich schaute mich ein wenig in ihrem Zimmer um. Mir fiel gleich auf, dass sich in dem gesamten Raum kaum technische Geräte befanden – kein Fernseher, kein Radio, nicht einmal ein Handy lag irgendwo herum. Lediglich ein zusammengeklappter Laptop befand sich auf dem Schreibtisch. An den Wänden hingen sehr viele Bilder – vorwiegend Aufnahmen des Sternenhimmels und Fotografien aus dem Weltraum.

Dann bat die Patientin ihre Mutter, mich mit ihr allein zu lassen.

Nachdem Frau Roth ihr Zimmer verlassen hatte, legte Stefanie das Buch zur Seite und schaute mich eine Zeit lang freundlich, aber irgendwie auch prüfend an, ohne etwas zu sagen.

Kurz bevor ich dazu kam, ein Gespräch zu eröffnen, sagte sie schließlich: »Ich kann mir schon denken, warum meine Eltern Sie zu mir geschickt haben.«

Obwohl ich wusste, was sie meinte, schaute ich sie fragend und achselzuckend an.

»Meine Eltern können nicht verstehen, warum ich die Therapie für beendet erklärt habe, und jetzt wollen sie, dass Sie mich umstimmen, richtig?«

»In gewisser Weise kann ich deine Eltern schon verstehen. Sie wollen dich nicht verlieren und klammern sich jetzt an jeden Strohalm. Auch wenn ihnen in ihren Seelentiefen klar ist, dass die Chemotherapie dich nicht heilen wird, so ist es doch irgendwie ihr letzter Hoffnungsschimmer.«

»Können *Sie* meine Entscheidung verstehen?«

»Es ist eine verdammt schwierige Entscheidung. Um ehrlich zu sein, wüsste ich nicht, wie ich mich verhalten würde, wenn ich an deiner Stelle wäre. Mir ist durchaus bekannt, dass weder eine Chemo- noch eine Strahlentherapie ein Garant dafür ist, dass die Krebszellen komplett zerstört werden. Ich weiß auch, wie heftig die Nebenwirkungen sein können. Meinen Ratschlag an jeden, der in deiner Situation ist, würde ich etwa so formulieren: Informiere dich bei mindestens zwei Ärzten deines Vertrauens, vielleicht auch noch bei einem Alternativmediziner oder im Internet, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, dass durch eine solche Behandlung genau die Art von Krebs, die du hast, geheilt werden kann. Dann musst du letztlich selbst eine Entscheidung treffen. Dabei sollte man sich zwar beraten, aber niemals beeinflussen lassen.«

Diese Antwort gefiel Stefanie. Wahrscheinlich wollte sie genau das hören, um Vertrauen zu mir fassen zu können.

»Sie können sich gar nicht vorstellen, wie heftig bei mir die Nebenwirkungen waren. Mir war kotzübel und ich wollte nichts mehr

hören und sehen und nur noch schlafen, was aber meistens gar nicht ging. Meine Entscheidung habe ich mir reiflich überlegt, und sie steht fest. Lieber sterbe ich in drei Wochen, in denen es mir einigermaßen erträglich geht, als in drei Monaten, von denen die meiste Zeit dafür draufgeht, die üblen Nebenwirkungen auszubaden. Außerdem hat mir einer der Ärzte gesagt, dass die Chemo bei meiner Art von Krebs statistisch gesehen selten etwas bringt. Ihre Hospizärztin, der ich diese Frage auch vorgelegt habe, hat diese Aussage zumindest nicht dementiert.«

Schon diese ersten Minuten machten deutlich, dass Stefanie trotz ihres jungen Alters eine sehr kluge Frau war, die sehr reflektiert und realistisch mit ihrer Situation umzugehen verstand und eine klare Meinung hatte.

Daher sagte ich: »Ich finde es toll, wie du dein Schicksal annimmst, und kann deine Entscheidung, die du dir offensichtlich nicht leicht gemacht hast, nachvollziehen und voll akzeptieren. Ich verspreche dir, dass ich nicht den leisesten Versuch unternehmen werde, dich umzustimmen. Allerdings weiß ich nicht, ob ich es deinen Eltern auch klarmachen kann.«

Stefanie lächelte mich an und schien mich jetzt endgültig als Begleiterin angenommen zu haben.

Als ich mich dann im Wohnzimmer noch von ihren Eltern verabschieden wollte, fragte Frau Roth ganz gespannt: »Und, haben Sie sie überzeugen können, ihre Therapie fortzusetzen?«

»Ich habe mit ihr ausführlich darüber gesprochen. Sie hat mir ihre Gründe dargelegt, warum sie die Therapie abgebrochen hat. Ich kann das bestens nachvollziehen und werde sie gewiss nicht umzustimmen versuchen. Auch wenn es für Sie sehr hart ist, müssen Sie ihre Entscheidung respektieren. Sie sollten auch zu akzeptieren versuchen, dass keiner mehr Ihre Tochter heilen kann.«

Frau Roth schaute sehr enttäuscht und begann wieder zu weinen. Ihr Mann meinte: »Wenn das so ist, dann brauchen wir Sie auch nicht mehr. Um unsere Tochter können wir uns schließlich selbst kümmern.«

Ich schlug vor, auch diese Entscheidung ihrer Tochter zu überlassen. So gingen wir zu dritt in Stefanies Zimmer, und ich fragte sie: »Deine Eltern sind der Meinung, dass weitere Besuche meinerseits nicht mehr nötig seien. Wie siehst du das?«

»Ich möchte auf jeden Fall, dass Sie wiederkommen – so oft wie möglich!«

So blieb den Eltern nichts anderes übrig, als diesen Wunsch ihrer Tochter zu tolerieren.

Am Abend rief ich noch unsere Palliativärztin, Frau Dr. Weisshaupt, an und fragte sie, wie sie die Gesamtsituation bewerte und beurteile.

Sie sagte: »Es ist im Grunde auch meine Meinung, dass eine weitere Chemo nichts bringt. Aber ein Arzt klammert sich ja an jeden Strohalm, um den Patienten vielleicht doch noch heilen zu können. Es fällt einem Arzt oftmals auch sehr schwer, das Unausweichliche zu akzeptieren. Ich glaube übrigens, dass Stefanies Tage gezählt sind. Mich überrascht ein wenig, dass sie kaum Schmerzen hat. Manchmal will sie gar keine Medikation. Ich glaube, die hält einiges aus. Stefanie ist ein ganz wundervoller und beeindruckender Mensch. Aber das wirst du sicher auch noch feststellen.«

Mittwoch, 16. Mai 2018

Am späten Nachmittag machte ich mich wieder auf den Weg zu Stefanie.

Ihr Vater war anscheinend nicht im Haus. Ihre Mutter begrüßte mich einigermaßen freundlich, wirkte aber recht distanziert.

Als ich Stefanies Zimmer betrat, hatte ich den Eindruck, dass sie etwas gedöst hatte. Sie nahm mich aber gleich wahr und begrüßte mich: »Schön, dass Sie wieder gekommen sind! Außer meinen Eltern, der Mitarbeiterin vom Pflegedienst und der Hospizärztin besucht mich schließlich niemand. Ich bin zwar sehr gern für mich allein, aber manchmal habe ich doch Redebedarf. Übrigens, meine

Eltern haben mich seit Ihrem letzten Besuch nicht ein einziges Mal angebettelt, die Chemo fortzusetzen.«

»Hast du keine Bekannten oder Schulfreunde, die dich hin und wieder mal besuchen?«, wollte ich wissen.

»Nein, ich hatte auch in gesunden Tagen kaum Kontakt zu Gleichaltrigen. Die meisten meiner Schulfreundinnen haben nichts anderes als ihr Vergnügen im Kopf. Über etwas Sinnvolles reden kann man mit denen nicht. Da ich mich immer geweigert habe, mir ein Smartphone zuzulegen, war ich für die anderen ohnehin immer die große Außenseiterin und Spinnerin. Nur mit zwei Mädchen aus meiner Klasse habe ich hin und wieder mal etwas gemeinsam unternommen. Die waren vor zwei Wochen bei mir. Sie können aber ganz offenkundig mit der Tatsache, dass ich bald sterben werde, nicht umgehen.«

Dann fragte ich sie, ob sie Schmerzen habe.

»Ja, natürlich. Aber ich hätte mir das schlimmer vorgestellt. Ich habe mir vor einigen Wochen ein Mistelpräparat im Internet bestellt. Vielleicht ist das ja der Grund, dass ich so wenig Schmerzen habe. Wenn es dann nicht mehr gut auszuhalten ist, habe ich ja noch Frau Dr. Weisshaupt, die regelmäßig nach mir schaut. Mit ihr kann man sich auch ganz gut unterhalten. Allerdings steht sie aus verständlichen Gründen immer unter Zeitdruck.«

Gegen Ende dieses Besuches wollte sie noch einiges über meine Tätigkeit als Sterbebegleiterin wissen. Sie fragte nach meiner Motivation, mich für dieses Ehrenamt entschieden zu haben, und nach den damit verbundenen Aufgaben.

Samstag, 19. Mai 2018

Gleich zu Beginn dieses Besuches bat mich Stefanie, ihr Bett um 90 Grad zu drehen, damit sie aus dem Fenster in den Garten sehen konnte, ohne ihren Kopf drehen zu müssen.

Dabei fiel mein Blick wieder einmal auf die vielen Bilder, die an den Wänden hingen, und ich fragte sie: »Ich finde die Bilder sehr beeindruckend. Deine Eltern haben mir schon berichtet, dass es dein Wunsch war, Astronomie zu studieren. Woher rührt dein Interesse an der Sternenkunde?«

»Ach wissen Sie, schon als Kind habe ich mich in klaren Nächten oft aus dem Haus geschlichen und den Sternenhimmel bewundert. Gibt es etwas Schöneres und Erhabeneres?«

Sie schwieg eine Weile, um dann fortzufahren: »Aber ich hatte nie auch nur den geringsten Zweifel daran, dass der wunderschöne Sternenhimmel lediglich der äußere Abglanz von etwas viel Höherem ist, das wir nicht sehen können.«

Mein Erstaunen und meine Bewunderung für Stefanies Ausführungen resultierten gewiss aus dem, *was* sie sagte, aber auch daraus, *wie* sie es sagte. Sie drückte sich sehr präzise, gewählt und geschliffen aus und machte keine unnötigen Worte, wie wenn sie sich in jedem Augenblick darüber im Klaren wäre, dass ihr keine Zeit mehr bleibt, um Überflüssiges zu sagen. Ich kann mich nicht erinnern, jemals einem so jungen Menschen begegnet zu sein, der sich derart wohlüberlegt ausgedrückt hätte und aus dessen Worten schon eine so große Weisheit strömte.

Dann ging ich auf ihre letzte Aussage ein: »Was genau meinst du mit ›etwas viel Höherem‹? Den Himmel?«

»Ja meinerwegen, aber ich bevorzuge die Bezeichnung: die ›Welt der *wahren* Wirklichkeit‹. Diese befindet sich hinter der ›Welt der *vermeintlichen* oder *scheinbaren* Wirklichkeit‹.«

Ich sagte ihr, dass ich diese Definition sehr schön und durchaus passend finde.

Stefanie fuhr fort: »Ich möchte Ihnen jetzt noch etwas erzählen, worüber ich mit noch keinem Menschen gesprochen habe.«

Ich war gespannt wie ein Flitzebogen.

»Ich hatte schon als Kind irgendwie das Gefühl, dass ich nicht zur Erde gehöre, dass meine wahre Heimat irgendwo hinter dem sichtbaren Sternenhimmel – also in der Welt der wahren Wirklichkeit –

ist. Das ist mir mittlerweile ganz bewusst. Ich konnte noch nie mit einem Menschen darüber sprechen, weil die meisten zu oberflächlich sind und es daher nicht verstehen können. Meine Eltern hätten mich sicherlich zu einem Seelenklempner geschickt, wenn ich ihnen das erzählt hätte. – Auf die Gefahr hin, dass Sie mich jetzt auch für verrückt erklären: Ich bin mir sicher, dass ich schon vor meiner Geburt in der Welt der wahren Wirklichkeit war.«

»Ich halte dich gewiss nicht für verrückt. Verrückt ist, wer glaubt, dass die menschliche Seele erst durch die Zeugung entsteht oder womöglich in diesem Moment von Gott aus dem Nichts geschaffen würde! Wir alle waren schon vor unserer Zeugung in der Welt der wahren Wirklichkeit – wie du es nennst. Ich bevorzuge übrigens den Begriff ›geistige Welt‹.«

Dann wurde Stefanie ein bisschen müde und schien auch etwas Schmerzen zu haben, so dass sie bat, unser heutiges Beisammensein zu beenden.

Bevor ich nach Hause fuhr, suchte ich noch ein Gespräch mit ihren Eltern. Ich sagte ihnen: »Sie haben eine ganz wundervolle Tochter. Ich habe noch nie einen Menschen in diesem Alter kennengelernt, der so vernünftig und klug – um nicht zu sagen weise – ist. Stefanie hat sich ihre Entscheidung, die Chemotherapie abubrechen, nicht leicht gemacht. Ich kann ihre Argumente verstehen. Sie sollten ihr vertrauen.«

Die Eltern freuten sich über das Kompliment. Frau Roth meinte: »Ja, sie ist wirklich ein ganz außerordentliches Kind. Ein solches Kind jetzt verlieren zu müssen, ist ...